

Lederow

Franzfelder Heimatkalender 1985



Franzfelder Heimatkalender 1985

Herausgeber
Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e. V.
Reutlingen

Franzfeld 1944–1984

Von Johann Reppert

Es sind nun schon vierzig Jahre vergangen,
seit wir gezittert voll Angst und Bangen,
wo wir niemals wußten, was der nächste Tag uns bringt,
ob wir überleben, oder der Tod uns winkt.
Viele haben das schwere Schicksal überwunden
und hier eine neue Heimat gefunden.
Wir haben wieder gelernt zu lachen und scherzen.
Unser liebes Franzfeld tragen wir immer noch tief im Herzen.
Wir wollen alles wiederhaben was wir einst besessen!
Dieses zu sagen wäre unsinnig und vermessnen,
denn es ist leichter zu verzichten als zu vergessen.
Wenn Franzfelder sich treffen, auch heute noch — nach so vielen Jahren —
Freunde, noch heute, wie sie es einst waren,
dann beginnt eine kurze herrliche Zeit!
Man redet von damals, man redet von heut.
Wie geht es den Kindern? Was macht die Gesundheit?
Weißt du noch? Damals in Franzfeld? Das war eine schöne Zeit!
Vierzig Jahre sind nun schon verflogen,
seit wir aus dem schönen Franzfeld weggezogen.
Wir haben geschuftet bei Tag und bei Nacht
und haben es auch hier zu etwas gebracht.
Auch wenn noch nicht ganz vergessen Not, Elend und Pein,
laßt uns wie einst in Franzfeld daheim
auch hier lustig und fröhlich sein.

Copyright ©1984 Eigenverlag der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e. V.

Geschäftsstelle: Gönninger Straße 22, 7417 Pfullingen.

Redaktion und Gestaltung: Friedrich Kühbauch, Reutlingen.

Zeichnungen (Monatsbilder): Gerhard Hinkel, Weil der Stadt.

Herstellung: Heinzelmann Druckservice, Metzingen.

Titelbild: Gedenkstein der Heimatortsgemeinschaft Franzfeld auf dem Friedhof Römerschanze in Reutlingen, der auf Anregung des Heimatausschusses (Rödler, Jahraus, Krotz und Scheuermann) 1973 errichtet wurde. Seitlich am Gedenkstein (auf dem Bild nicht sichtbar) ist die Zahl der Gefallenen beider Weltkriege sowie die Zahl der in den Lagern und auf der Flucht Umgekommenen eingemeißelt, was im Auftrag der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e. V. 1983 erfolgte.

Nebenstehendes Farbbild: Urkunde der Landesgartenschau Reutlingen 1984 für die Mitwirkung der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e. V. im Rahmenprogramm dieser Gartenschau.

Vorwort

Liebe Franzfelder Landsleute, liebe Freunde Franzfelds,

nun liegt er vor Ihnen, der zweite Franzfelder, Heimatkalender, und wir hoffen, daß er Ihnen mindestens ebensoviel Freude macht wie der erste, falls Sie diesen bekommen haben. Leider hat sich die Auflage des letztjährigen ersten Kalenders als zu gering erwiesen, viele Anfragen gingen noch ein, als die letzten Exemplare bereits versandt waren. Dies tat uns aufrichtig leid. Wir haben deshalb dieses Jahr die Auflage erhöht und versenden den Kalender, abweichend vom letzten Jahr, gegen Rechnung an diejenigen, die im letzten Jahr für den Kalender eine Spende überwiesen, oder die leer ausgingen. Selbstverständlich ist niemand verpflichtet, die Rechnung zu bezahlen, doch hoffen wir, daß wir zumindest die Unkosten decken können, was beim letzten Kalender durch Spenden möglich war.

Das vergangene Jahr 1984 war für die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e. V. (FKI) sehr ereignisreich. Nicht alle Aktivitäten können hier aufgezählt werden. Hervorzuheben sind aber vor allem zwei Ereignisse:

Im Rahmen der Landesgartenschau unserer Patenstadt Reutlingen veranstalteten wir zusammen mit Neu-Pasua eine Franzfelder und Neu-Pasuaer Ausstellung, beide in einem Raum aber getrennt. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen und hat bei den überaus zahlreichen Besuchern sowie in der Presse ein außerordentlich positives Interesse gefunden. Viele Einheimische werden erst jetzt wissen, was unter den Patenorten Franzfeld und Neu-Pasua zu verstehen ist.

Von der Stadt Reutlingen und dem Württembergischen Gärtnererverband, die gemeinsam die »Landesgartenschau Reutlingen 1984« geplant und durchgeführt haben, erhielt die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e. V. eine Urkunde für die Mitwirkung im Rahmenprogramm des 157 Tage dauernden Blütenfestes verliehen. Die schmucke, farbenfrohe Urkunde ist in verkleinerter Form auf der 3. Seite des vorliegenden Heimatkalenders abgebildet.

Am 26. August 1984 veranstalteten wir ein großes Heimattreffen in der Listhalle in Reutlingen, bei dem Landsleute und Einheimische die Halle bis auf den letzten Platz füllten, wobei die Aufführung des Theaterstücks »Evchens Hochzeit«, dargeboten durch die Theatergruppe von Matthias Merkle, Giengen, allgemeine Begeisterung hervorrief. Desgleichen der anschließende Tanz zu den Klängen der Kapelle »Edelweiß«.

Mehr über unsere Tätigkeit erfahren Sie, wenn Sie im nächsten Jahr am 7. September 1985 zu unserem Heimattreffen nach Reutlingen kommen, wozu wir Sie schon jetzt herzlich einladen.

Landesgartenschau Reutlingen 1984



Urkunde

DIE FRANZFELDER KULTURELLE
INTERESSENGEMEINSCHAFT E. V.

hat durch die Mitwirkung im Rahmen-
programm der Reutlinger Gartenschau zum
guten Gelingen des 157 Tage dauernden
Blütenfestes beigetragen.
Hierfür sagen wir herzlichen Dank.



Dr. Manfred Oechslin
Oberbürgermeister

Friedrich Haag MdL
Präsident des Württembergischen
Gärtnervereinandes

Geschäftsführer



Dem Treffen geht vormittags unsere Hauptversammlung voraus, an der alle Franzfelder teilnehmen können, und bei der unser alljährlicher Tätigkeitsbericht abgegeben wird. Merken Sie sich bitte schon jetzt den Termin vor.

Unseren herzlichen Dank sagen wir allen, die zur Gestaltung dieses Kalenders beigetragen haben, sei es durch persönliche Beiträge, sei es durch Information, Anregung oder in sonstiger Weise. Besonderer Dank gilt Herrn Friedrich Kühbauch, der auch in diesem Jahr die Zentralredaktion und die äußere Gestaltung des Kalenders erneut hervorragend verwirklichte.

Für das Neue Jahr 1985 wünschen wir allen unseren Landsleuten und Freunden Glück, Gesundheit und Wohlergehen und hoffen auf ein frohes Wiedersehen am 7. September 1985.

Ihre Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e.V.
Dr. Michael Lieb, Vorsitzender



Evangelisch

Katholisch

Januar Hartung

Mondlauf

Dienstag	1	Neujahr	Neujahr
Mittwoch	2	Basilius 379	Gregor von Nazianz
Donnerstag	3	Gordius um 306	Irmina
Freitag	4	Fritz v. Bodelschwingh 1946	Marius
Samstag	5	Feofan 1894	Ämiliana
Sonntag	6	Erscheinung des Herrn	Erscheinung des Herrn
Montag	7	Märtyrer d. hl. Bücher 303/304	Valentin
Dienstag	8	Severin 482	Severin
Mittwoch	9	Johann Laski 1560	Adrian
Donnerstag	10	Karpus und Papylus um 165	Walarich
Freitag	11	Ernst der Bekenner 1546	Hyginus
Samstag	12	Remigius v. Reims 533	Ernst
Sonntag	13	1. S. n. Epiphanias	Taufe des Herrn
Montag	14	George Fox 1691	Felix von Nola
Dienstag	15	Traugott Hahn 1919	Romediuss
Mittwoch	16	Georg Spalatin 1545	Marcellus I.
Donnerstag	17	Antonius 356	Antonius v. Ägypten
Freitag	18	Ludwig Steil 1945	Priska
Samstag	19	Joh. Michael Hahn 1819	Agritius
Sonntag	20	2. S. n. Epiphanias	2. S. i. Jahreskreis
Montag	21	Matthias Claudius 1815	Meinrad
Dienstag	22	Vincentius 304	Vinzenz
Mittwoch	23	Menno Simons 1561	Heinrich Seuse
Donnerstag	24	Erich Sack 1943	Franz von Sales
Freitag	25	Bek. d. Apostels Paulus	Bek. d. Apostels Paulus
Samstag	26	Timotheus u. Titus um 97	Timotheus u. Titus
Sonntag	27	Letzter S. n. Epiphanias	3. S. i. Jahreskreis
Montag	28	Karl der Große 814	Thomas von Aquin
Dienstag	29	Theophil Wurm 1953	Valerius
Mittwoch	30	Xaver Marnitz 1919	Adelgundis
Donnerstag	31	Charles Spurgeon 1892	Johannes Bosco



Theatergruppe des Männergesangvereins in den zwanziger Jahren bei der Aufführung des Bühnenstückes »Spanische Fliege«.

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

3. Januar 1945: Zweiter Franzfelder Menschentransport wird für die Zwangsarbeit in Rußland zusammengetrieben. — 4. Januar 1889: Johannes Scherer, evang. Bischof in der Slowakei, in Franzfeld geboren. — 5. Januar 1923: Adam Müller-Guttenbrunn in Weidling bei Wien gestorben. — 14. Januar 1858: Felix Milleker, Heimatforscher, als Sohn eines Nagelschmiedes in Werschetz geboren. 15. Januar 1867: Der Bezirk des Deutschbanater Grenzregiments entsendet einen deutschen Volksmann (Franz Friedrich) in den Wiener Reichsrat. — 21. Januar 1836: Das Banater evangelische Seniorat wird errichtet. — 26. Januar 1699: Friedensschluß von Karlowitz. — 28. Januar 1790: Der sterbenskranke Kaiser Joseph II. widerruft auf Verlangen des Adels die meisten seiner Reformen in Ungarn, doch die Aufhebung der Leibeigenschaft widerruft er nicht.



Februar Hornung

Mondlauf

		Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Freitag	1	Klaus Harms 1855	Sigisbert	II
Samstag	2	Lichtmeß	Lichtmeß	II
Sonntag	3	Septuagesimä	4. S. i. Jahreskreis	②
Montag	4	Hrabanus Maurus 856	Rabanus Maurus	◎
Dienstag	5	Philipp Jakob Spener 1705	Agatha	◎
Mittwoch	6	Amandus 679	Paul Miki	◎
Donnerstag	7	Adolf Stoecker 1909	Richard	◎
Freitag	8	Georg Wagner 1527	Hieronymus Ämiliani	◎
Samstag	9	John Hooper 1555	Apollonia	◎
Sonntag	10	Sexagesimä	5. S. i. Jahreskreis	◎
Montag	11	Hugo v. St. Victor 1141	Mariengedenktag i. Lourdes	ℳ
Dienstag	12	Valentin Ernst Löscher 1749	Benedikt von Aniane	ℳ
Mittwoch	13	Chr. Friedr. Schwartz 1798	Wiho	ℳ
Donnerstag	14	Cyrillus u. Methodius 869/885	Cyrill u. Methodius	ℳ
Freitag	15	Georg Maus 1945	Siegfried	ℳ
Samstag	16	Wilhelm Schmidt 1924	Juliana	ℳ
Sonntag	17	Estomihi (Quinquagesimä)	6. S. i. Jahreskreis	ℳ
Montag	18	Martin Luther 1564	Bernadette	ℳ
Dienstag	19	Peter Brullius 1545	Julian	ℳ
Mittwoch	20	Friedrich Weißler 1945	Aschermittwoch	ℳ
Donnerstag	21	Lars Levi Laestadius 1861	Petrus Damiani	ℳ
Freitag	22	Barth. Ziegenbalg 1719	Kathedra Petri	ℳ
Samstag	23	Polycarpus 155	Polykarp	ℳ
Sonntag	24	1. S. i. d.F.: Invokavit	1. Fastensonntag	ℳ
Montag	25	Walburga 779	Walburga	ℳ
Dienstag	26	M. v. Magdeburg um 1285	Alexander	ℳ
Mittwoch	27	Patrick Hamilton 1528	Leander	ℳ
Donnerstag	28	Martin Butzer 1551	Roman u. Lupicin	ℳ



Tanzschule in Franzfeld (1937).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

2. Februar 1792: Weißkirchen wird freie Militärgemeinschaft. — 3. Februar 1757: Dr. Paul Kitaibal in Mattersdorf (Komitat Ödenburg) geboren. Berühmt geworden als Erforscher der Banater Pflanzenwelt. — 5. Februar 1794: Pantschowa wird freie Militärgemeinschaft. — 7. Februar 1924: Ludwig Graff de Pancsova, Naturwissenschaftler, in Granz gestorben. — 10. Februar 1794: Erste Dampfmühle im Banat wird in Werschetz in Betrieb genommen. — 16. Februar 1970: Jakob Metzger, Mitverfasser des zweiten Franzfelder Heimatbuches, in Wien gestorben. — 19. Februar 1958: Prof. Dr. Josef Müller, Sprachwissenschaftler, in Pinkafeld/Österreich gestorben. — 23. Februar 1763: Kaiserin Maria Theresia leitet mit einem Kolonisierungspatent die zweite (größte) Besiedlung des Banats von 1763 bis 1770 ein.



März Lenzing

		Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Freitag	1	Martin Moller 1606	Albinus	II
Samstag	2	John Wesley 1791	Simplicius	III
Sonntag	3	2. S. i. d. F.: Reminiszere	2. Fastensonntag	IV
Montag	4	Elsa Brandström 1948	Kasimir	V
Dienstag	5	H. Friedr. Kohlbrücke 1875	Johannes Josef	VI
Mittwoch	6	Chrodegang v. Metz 766	Fridolin	VII
Donnerstag	7	Perpetua u. Felicitas 202/203	Perpetua und Felicitas	VIII
Freitag	8	Thomas v. Aquin 1274	Johannes v. Gott	IX
Samstag	9	Pusei 344	Bruno von Querfurt	X
Sonntag	10	3. S. i. d. F.: Okuli	3. Fastensonntag	XI
Montag	11	Pionius 250	Eulogius	XII
Dienstag	12	Gregor d. Große 604	Engelhard	XIII
Mittwoch	13	Georg v. Ghese 1559	Paulina	XIV
Donnerstag	14	Mathilde 968	Mathilde	XV
Freitag	15	Kaspar Olevianus 1587	Klemens M. Hofbauer	XVI
Samstag	16	Heribert v. Köln 1021	Heribert	XVII
Sonntag	17	4. S. i. d. F.: Lätare	4. Fastensonntag	XVIII
Montag	18	Cyrillus v. Jerusalem 386	Cyrill von Jerusalem	XIX
Dienstag	19	Michael Weiße 1534	Josef	X
Mittwoch	20	Albrecht v. Preußen 1568	Wolfram	XI
Donnerstag	21	Benedikt v. Nursia 547	Serapion	XII
Freitag	22	August Schreiber 1903	Herlinde u. Reinhilde	XIII
Samstag	23	Wolfg. zu Anhalt 1566	Turibio	XIV
Sonntag	24	5. S. i. d. F.: Judika	5. Fastensonntag	XV
Montag	25	Verkündigung Mariä	Verkündigung des Herrn	XVI
Dienstag	26	Liudger 809	Liudger	XVII
Mittwoch	27	Meister Eckhart 1327	Frown	XVIII
Donnerstag	28	Rupert 718	Tutilo	XIX
Freitag	29	Hans Nielsen Hauge 1834	Eustasius	X
Samstag	30	Joh. Evang. Goßner 1858	Quirin	XI
Sonntag	31	6. S. i. d. F.: Palmarum	Palmsonntag	XII



Hofansicht des Bauerhauses von Hans Stein (1942).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

13. März 1741: Kaiser Joseph II. geboren. — 15. März 1942: Franz Hein, evang. Pfarrer in Franzfeld, wird vom Leiter des kirchlichen Außenamtes in Berlin, Bischof Dr. Heckel, als Bischof des Banats in sein Amt eingeführt. — 18. März 1923: Die Deutschen Jugoslawiens wählen zum erstenmal ihre Vertreter ins jugoslavische Parlament: Dr. Stephan Kraft, Dr. Hans Moser, Prof. Josef Täubel, Dr. Wilhelm Neuner, Senior Samuel Schumacher, Dr. Simon Bartmann, Prof. Peter Heinrich und Franz Schauer. — 18. März 1908: Dr. Erwin Walter Stein, Dichter, Sohn des Schriftstellers und Erzählers Conrad Jacob Stein (Franz Feld), in Graz geboren. — 23. März 1983: D. Dr. Philipp Popp, Landesbischof der Deutsch-Evangelischen Landeskirche in Jugoslawien, in Beschania (Bežnija) bei Semlin geboren. — 30. März 1722: Mit einem »Preßbrief« Kaiser Karls VI. wird die erste systematische Kolonisierung der Deutschen im Banat eingeleitet.



April Ostermond

Evangelisch

Katholisch

Mondlauf

Montag	1	Amalie Sieveking 1859	Hugo
Dienstag	2	Friedr. v. Bodelschw. 1910	Franz von Paula
Mittwoch	3	Gerhard Tersteegen 1769	Irene
Donnerstag	4	Gründonnerstag	Gründonnerstag
Freitag	5	Karfreitag	Karfreitag
Samstag	6	Notker d. Stammer 912	Karsamstag
Sonntag	7	Ostersonntag	Ostersonntag
Montag	8	Ostermontag	Ostermontag
Dienstag	9	Dietrich Bonhoeffer 1945	Waltraud
Mittwoch	10	Thomas v. Westen 1727	Fulbert
Donnerstag	11	M. A. v. Löwenstern 1648	Stanislaus von Krakau
Freitag	12	Petrus Waldus um 1217	Zeno
Samstag	13	Konrad Hubert 1577	Martin I.
Sonntag	14	1. S. n. O.: Quasimodogeniti	2. S. n. O. (Weißer Sonntag)
Montag	15	Karolina Fliedner 1892	Reinert
Dienstag	16	Sundar Singh 1929	Benedikt Josef Labre
Mittwoch	17	Ludwig v. Berquin 1529	Stephan Harding
Donnerstag	18	Apollonius um 180	Ursmar
Freitag	19	Philipp Melanchthon 1560	Leo IX.
Samstag	20	Joh. Bugenhagen 1558	Oda
Sonntag	21	2.S.n.O.:Miserikordias Domini	3. Sonntag der Osterzeit
Montag	22	Fried. Justus Perels 1945	Wolfhelm
Dienstag	23	Georg um 303	Adalbert
Mittwoch	24	Johann Walter 1570	Fidelis von Sigmaringen
Donnerstag	25	Evangelist Markus	Markus, Evangelist
Freitag	26	Tertullian nach 220	Trudpert
Samstag	27	Origenes um 254	Petrus Kanisius
Sonntag	28	3. S. n. O.: Jubilate	4. Sonntag der Osterzeit
Montag	29	Katharina v. Siena 1380	Katharina von Siena
Dienstag	30	David Livingstone 1873	Pius V.



Doppelhochzeit von Fritz Heß und Katharina Ulmer sowie von Matthias Ulmer und Christine Heß (1932).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

3. April 1857: Adam Brandner Edler von Wolfszahn, Feldmarschalleutnant, in Franzfeld geboren. — 6. April 1941: Kriegsbeginn gegen Jugoslawien. — 12. April 1941: Einmarsch der deutschen Truppen in Franzfeld. — 13. April 1941: Sechste Einnahme von Belgrad. — 17. April 1941: Kapitulation des jugoslawischen Heeres. — 21. April 1736: Prinz Eugen von Savoyen, der Befreier Südtüngarns vom Türkendjoch, in Wien gestorben. — 23. April 1863: Dr. Georg Graßl, erster Sekretär und Gründer des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes, in Pantschowa geboren. — 25. April 1942: Felix Milleker, Heimatforscher, in Werschetz gestorben. — 26. April 1945: Die Bevölkerung von Franzfeld wird in ein Arbeitslager im Ort zusammengetrieben und interniert. — 30. April 1945: Franzfelder Kinder werden gewaltsam von ihren Müttern getrennt und nach Jabuka (Apfeldorf) verschleppt.



Mai Wonnemond

Evangelisch

Katholisch

Mondlauf

Mittwoch	1	Apostel Philippus/Jakobus	Josef der Arbeiter	III
Donnerstag	2	Athanasius 373	Athanasius	II
Freitag	3	Nikolaus Herman 1561	Philippus u. Jakobus	IV
Samstag	4	Michael Schirmer 1673	Florian	⊕
Sonntag	5	4. S. n. O.: Kantate	5. Sonntag der Osterzeit	III
Montag	6	Friedrich d. Weise 1525	Britto	↑
Dienstag	7	Otto der Große 973	Gisela	↗
Mittwoch	8	Gregor v. Nazianz um 390	Wiro	↖
Donnerstag	9	Nik. Graf v. Zinzend. 1760	Beatus	↙
Freitag	10	Johann Hüglin 1527	Bertram	↙
Samstag	11	Johann Arnd 1621	Gangolf	↙
Sonntag	12	5. S. n. O.: Rogate	5. Sonntag der Osterzeit	↙
Montag	13	Hans Ernst v. Kottwitz 1843	Servatius; Bittag	↗
Dienstag	14	Nikolaus v. Amsdorf 1565	Bonifatius	↗
Mittwoch	15	Pachomius 346	Sophie	↘
Donnerstag	16	Himmelfahrt des Herrn	Christi Himmelfahrt	↘
Freitag	17	Valerius Herberger 1627	Paschalis Baylon	↘
Samstag	18	Christian Heinr. Zeller 1860	Johannes I.	↙
Sonntag	19	S. n. d. Himmelf.: Exaudi	7. Sonntag der Osterzeit	↙
Montag	20	Samuel Hebich 1868	Bernhardin von Siena	II
Dienstag	21	Konstantin d. Große 337	Hermann Josef	II
Mittwoch	22	Marion von Klot 1919	Rita; Quatemberwoche	II
Donnerstag	23	Girolamo Savonarola 1498	Wibrecht	II
Freitag	24	Nikolaus Selnecker 1592	Magdalena Sophia Barat	II
Samstag	25	Beda d. Ehrwürdige 735	Beda	II
Sonntag	26	Pfingstsonntag	Pfingstsonntag	II
Montag	27	Pfingstmontag	Pfingstmontag	II
Dienstag	28	Karl Mez 1877	Wilhelm	II
Mittwoch	29	Hieronymus v. Prag 1416	Maximin	II
Donnerstag	30	Gottfried Arnold 1714	Ferdinand	II
Freitag	31	Joachim Neander 1680	Hiltrud	II



Beim Kukuruzhacken auf dem Feld von Johann Koch.

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

2. Mai 1948: Conrad Jacob Stein (Franz Feld), Banater Schriftsteller und Erzähler, in Graz gestorben. — 13. Mai 1717: Kaiserin Maria Theresia geboren. — 15. Mai 1946: Zweiter Menschentransport aus Franzfeld wird in das Lager Rudolfsgnad abgeschoben. — 20. Mai 1871: Georg Daxer, Philosoph und Theologe, in Pantschowa geboren. — 21. Mai 1834: Karl Zeh, Dramatiker und Theaterleiter, in Werschetz geboren. — 22. Mai 1717: Prinz Eugen bereist mit Mercy das südliche Banat. — 28. Mai 1877: Stephan Jäger, Banater Maler und Schöpfer des Gemäldes »Einwanderung der Schwaben« in Csene (Tschene), Bezirk Temeschwar, geboren. — 29. Mai 1941: Verordnung über die innere Verwaltung des Banats wird erlassen.



Juni Brachmond

		Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Samstag	1	Justin der Märtyrer 165	Justin	ℳ
Sonntag	2	Dreifaltigkeit (Trinitatis)	Dreifaltigkeitsfest	ℳ
Montag	3	Hudson Tayler 1905	Karl Llwanga	↗
Dienstag	4	Morandus 1115	Clotilde	↖
Mittwoch	5	Winfried/Bonifatius	Bonifatius	∅
Donnerstag	6	Norbert v. Xanten 1134	Fronleichnam	∅
Freitag	7	Ludwig Ihmels 1933	Eoban	≡
Samstag	8	Aug. Herm. Francke 1727	Medard	≡
Sonntag	9	1. Sonntag n. Trinitatis	10. S. i. Jahreskreis	X
Montag	10	Friedr. August Tholuck 1877	Bardo	↗
Dienstag	11	Barnabas um 70	Barnabas	↖
Mittwoch	12	Isaak Le Febre 1702	Leo III.	∅
Donnerstag	13	Antoine Court 1760	Antonius v. Padua	↖
Freitag	14	Gottschalk d. Wende 1066	Herz-Jesu-Fest	∅
Samstag	15	Georg Israel 1588	Herz Mariä	∅
Sonntag	16	2. Sonntag n. Trinitatis	11. S. i. Jahreskreis	∅
Montag	17	Aug. Herm. Werner 1882	Rainer	II
Dienstag	18	Albert Knapp 1864	Elisabeth v. Schönau	II
Mittwoch	19	Ludwig Richter 1884	Romuald	II
Donnerstag	20	Joh. Georg Hamann 1788	Adalbert v. Magdeburg	∅
Freitag	21	Eva v. Tiele-Winckler 1930	Aloysius Gonzaga	∅
Samstag	22	Paulinus v. Nola 431	Paulinus v. Nola	∅
Sonntag	23	3. Sonntag n. Trinitatis	12. S. i. Jahreskreis	∅
Montag	24	Joh. d. Täufer (Johannis)	Geburt Johannes d. Täufers	III
Dienstag	25	Augsb. Konfession 1530	Prosper	III
Mittwoch	26	Vigilius 400	Anthelm	△
Donnerstag	27	Joh. Valentin Andreä 1654	Hemma	△
Freitag	28	Irenäus um 202	Irenäus	△
Samstag	29	Apostel Petrus u. Paulus	Petrus u. Paulus, Apostel	III
Sonntag	30	4. Sonntag n. Trinitatis	13. S. i. Jahreskreis	↗

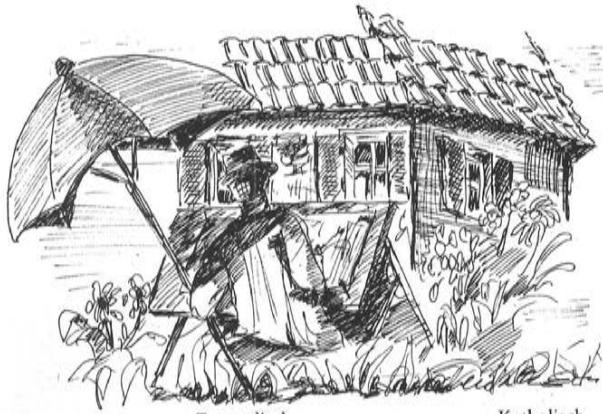


Ernte (Schnitt) um 1940.

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

4. Juni 1920: Im Frieden von Trianon leistet Ungarn Verzicht auf das Banat. — 6. Juni 1778: Das Banat wird Ungarn einverleibt. Damit hört seine Eigenentwicklung auf. — 9. Juni 1872: Die seit 1764 bestehende Militärgrenze wird aufgelöst. — 20. Juni 1920: Gründung des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes in Neusatz. — 23. Juni 1913: Michael Reiser, Lehrer, im Zweiten Weltkrieg Bataillonskommandeur, in Franzfeld geboren. — 29. Juni 1734: Graf Klaudius Florimund Mercy, der Regenerator des Banats, fällt vor Parma. — 29. Juni 1945: D. Dr. Philipp Popp, Landesbischof der Deutsch-Evangelischen Landeskirche in Jugoslawien, von den Partisanen in Agram zum Tode durch Erschießen verurteilt. — 30. Juni 1781: Kaiser Joseph II. erlässt das Toleranzpatent für die Protestanten. —



Evangelisch

Katholisch

Juli Heumond

Mondlauf

Montag	1	Voes u. Jan van Esch 1523	Theobald
Dienstag	2	Heimsuchung Mariä	Mariä Heimsuchung
Mittwoch	3	Aonio Paleario 1570	Thomas, Apostel
Donnerstag	4	Ulrich v. Augsburg 973	Ulrich
Freitag	5	Joh. Andreas Rothe 1758	Antonius Maria Zaccaria
Samstag	6	Johannes Hus 1415	Maria Goretti
Sonntag	7	5. Sonntag n. Trinitatis	14. S. i. Jahreskreis
Montag	8	Kilian 689	Kilian
Dienstag	9	Georg Neumark 1681	Veronica
Mittwoch	10	Wilhelm v. Oranien 1584	Knud, Erich u. Olaf
Donnerstag	11	Renate v. Ferrara 1575	Benedikt v. Nursia
Freitag	12	Natan Söderblom 1931	Hermagoras u. Fortunat
Samstag	13	Heinr. II. 1024 u. Kunig. 1033	Heinr. II. u. Kunigunde
Sonntag	14	6. Sonntag n. Trinitatis	15. S. i. Jahreskreis
Montag	15	Johannes Bonaventura 1274	Bonaventura
Dienstag	16	Anna Askew 1546	Mariengedenktag
Mittwoch	17	Märtyrer v. Scili 180	Alexius
Donnerstag	18	Paul Schneider 1939	Ansver
Freitag	19	Johann Marteilhe um 1740	Makrina
Samstag	20	Margareta um 307	Margaretha
Sonntag	21	7. Sonntag n. Trinitatis	16. S. i. Jahreskreis
Montag	22	Moritz Bräuninger 1860	Maria Magdalena
Dienstag	23	Birgitta v. Schweden 1373	Birgitta
Mittwoch	24	Christopherus um 250	Christopherus
Donnerstag	25	Apostel Jakobus d. Ä.	Jakobus, Apostel
Freitag	26	Luise Scheppler 1837	Joachim und Anna
Samstag	27	Angelus Merula 1557	Pantaleon
Sonntag	28	8. Sonntag n. Trinitatis	17. S. i. Jahreskreis
Montag	29	Olaf der Heilige 1030	Martha
Dienstag	30	William Penn 1718	Petrus Chrysologus
Mittwoch	31	Bartolome Las Casas 1566	Ignatius v. Loyola



Drusch auf dem Pusta.

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

12. Juli 1816: Schweres Unwetter im südlichen Banat. — 18. Juli 1934: Pfarrer Julius Géza Josef Mernyi in Franzfeld gestorben. — 20. Juli 1552: Das Banat gerät unter die Türkeneherrschaft. — 21. Juli 1718: Friede von Passarowitz. Das Banat wird von den Türken freigegeben. Ein Erfolg Prinz Eugens. — 25. Juli 1920: Ortsgruppe des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes in Franzfeld gegründet. (Obmann: Friedrich Reiser.) — 25. Juli 1697: Prinz Eugen bricht mit seinem Heer von Esseg nach Peterwardein auf. — 27. Juli 1878: Conrad Jacob Stein (Franz Feld), Banater Schriftsteller und Erzähler, in Franzfeld geboren. — 31. Juli 1944: Michael Reiser, Hauptsturmführer und Bataillonskommandeur, bei Sarajewo gefallen.



August Ernting

		Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Donnerstag	1	Gustav Werner 1887	Alfons Maria v. Liguori	≡≡
Freitag	2	Christoph Blumhardt 1919	Eusebius von Vercelli	≡≡
Samstag	3	Josua Stegmann 1632	Lydia	✗
Sonntag	4	9. Sonntag n. Trinitatis	18. S. i. Jahreskreis	✗
Montag	5	Franz Härtner 1874	Maria Schnee; Oswald	YY
Dienstag	6	Die evang. Salzburger 1731	Verklärung des Herrn	YY
Mittwoch	7	Afra 304	Kajetan	YY
Donnerstag	8	Jean Vallière 1523	Dominikus	€
Freitag	9	Adam Reusner 1575	Altmann	XX
Samstag	10	Laurentius 258	Laurentius	XX
Sonntag	11	10. Sonntag n. Trinitatis	19. S. i. Jahreskreis	XX
Montag	12	Paul Speratus 1551	Radegunde	YY
Dienstag	13	Radegundis 587	Pontianus und Hippolyt	YY
Mittwoch	14	Georg Balthasar 1629	Maximilian Kolbe	YY
Donnerstag	15	Hermann v. Wied 1552	Mariä Himmelfahrt	YY
Freitag	16	Leonhard Kaiser 1527	Stephan von Ungarn	●
Samstag	17	Johann Gerhard 1637	Hyazinth	PP
Sonntag	18	11. Sonntag n. Trinitatis	20. S. i. Jahreskreis	PP
Montag	19	Blaise Pascal 1662	Johannes Eudes	△
Dienstag	20	Bernhard v. Clairvaux 1153	Bernhard v. Clairvaux	△
Mittwoch	21	Geert Groote 1384	Pius X.	△
Donnerstag	22	Symphorian 178	Maria Königin	ℳ
Freitag	23	Gaspard de Coligny 1572	Rosa	ℳ
Samstag	24	Apostel Bartholomäus	Bartholomäus, Apostel	ℳ
Sonntag	25	12. Sonntag n. Trinitatis	21. S. i. Jahreskreis	ℳ
Montag	26	Wulfila 383	Wulfila	ℳ
Dienstag	27	Monika 387	Monika	ℳ
Mittwoch	28	Augustinus 430	Augustinus	≡≡
Donnerstag	29	Martin Boos 1825	Enthauptung Joh. d. Täuf.	≡≡
Freitag	30	M. G. Nithart »Grünewald« 1528	Ritza	ℳ
Samstag	31	John Bunyan 1688	Paulinus v. Trier	ℳ



Im Hof von Jakob Scheuermann. In der Augusthitze fühlten sich die Tiere im Freien am wohlsten.

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

5. August 1716: Sieg des Prinzen Eugen bei Peterwardein. — 8. August 1940: Adam Brandner Edler von Wolfszahn, Feldmarschalleutnant, in Wien gestorben. — 13. August 1802: Nikolaus Lenau in Lenauheim (Csat; Schadat), Bezirk Temeschwarz, geboren. — 14. August 1864: Maria Eugene della Grazia, Banater Dichterin, in Weißkirchen geboren. — 16. August 1717: Prinz Eugen erobert Belgrad. — 17. August 1717: Franz Griselini, der erste Geschichtsschreiber des Banats, in Venedig geboren. — 19. August 1691: Markgraf Ludwig von Baden (Turkenlouis) schlägt die Türken bei Slankamen. — 22. August 1850: Nikolaus Lenau in Döbling bei Wien gestorben. — 24. August 1916: Hans Arnold, Wasserbautechniker, in Wiesbaden gestorben. — 31. August 1966: Johannes Scherer, ehem. evang. Bischof in der Slowakei, gestorben; beigesetzt in Salzburg.



September Scheidung

		Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Sonntag	1	13. Sonntag n. Trinitatis	22. S. i. Jahreskreis	X
Montag	2	Nicolai F. S. Grundtvig 1872	Apollinaris	Y
Dienstag	3	Oliver Cromwell 1658	Gregor der Große	Y
Mittwoch	4	Giovanni Mollio 1553	Switbert	
Donnerstag	5	Katharina Zell 1562	Maria Ther. Wüllenweber	
Freitag	6	Matthias Waibel 1525	Magnus	
Samstag	7	Lazarus Spengler 1534	Otto v. Freising	
Sonntag	8	14. Sonntag n. Trinitatis	23. S. i. Jahreskreis	H
Montag	9	Luigi Pasquali 1560	Petrus Claver	Q
Dienstag	10	Leonhard Lechner 1606	Theodard	Q
Mittwoch	11	Johannes Brenz 1570	Maternus	Q
Donnerstag	12	Matthäus Ulicky 1627	Mariä Namen	Q
Freitag	13	Joh. Chrysostomus 407	Joh. Chrysostomus	IP
Samstag	14	Cyprian 258	Kreuzerhöhung	IP
Sonntag	15	15. Sonntag n. Trinitatis	24. S. i. Jahreskreis	IP
Montag	16	Kaspar Tauber 1524	Cornelius und Cyprian	Q
Dienstag	17	Hildegard v. Bingen 1179	Hildegard	Q
Mittwoch	18	Lambert 705	Lambert	Q
Donnerstag	19	Thomas J. Barnado 1905	Januarius	IP
Freitag	20	Carl Heinr. Rappard 1909	Eustachius	IP
Samstag	21	Apostel u. Matthäus	Matthäus, Apostel	IP
Sonntag	22	16. Sonntag n. Trinitatis	25. S. i. Jahreskreis	IP
Montag	23	Maria de Bohorques 1559	Linus	Q
Dienstag	24	Hermann d. Lahme 1054	Rupert und Virgil	QQ
Mittwoch	25	Paul Rabaut 1794	Niklaus von Flüe	QQ
Donnerstag	26	H. u. L. de Cisnere 1559/68	Kosmas und Damian	QQ
Freitag	27	Vinzenz von Paul 1660	Vinzenz von Paul	XX
Samstag	28	Lioba 782	Lioba und Thekla	XX
Sonntag	29	Erzengel Michael	26. S. i. Jahreskreis	Y
Montag	30	Hieronymus 420	Hieronymus	Y



Mittagsrast unter Sonnenblumen (1942).

Notizen / Termine / Aufschriebe

7. September 1985

Heimattag in Reutlingen (Listhalle)

Gedenktage

6. September 1688: Das kaiserliche Heer befreit Belgrad. — 11. September 1797: Sieg des Prinzen Eugen bei Senta (Zenta). — 18. September 1739: Friede von Belgrad. — 19. September 1780: Kaiserin Maria Theresia gestorben. — 21. September 1782: Kaiser Joseph II. leitet mit einem Patent die dritte deutsche Kolonialisierung des Banats ein. — 21. September 1788: Siegreiche Verteidigung von Werschetz unter Jakob Hennemann. — 23. September 1970: Lehrer Julius Roth, Verfasser des zweiten Franzfelder Heimatbuches, in Wien gestorben. — 28. September 1901: Franz Hein, evang. Pfarrer in Franzfeld, von 1942 bis 1944 Bischof des Banats, in Kishegyes (Klein-Idjosch; Mali Idjos) in der Batschka, geboren. — ? September 1945: Erster Menschentransport aus Franzfeld in das Lager Rudolfsgnad abgegangen.



Oktober Gilhart

		Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Dienstag	1	Petrus Herbert 1571	Theresia v. Kinde Jesu	
Mittwoch	2	Pietro Carnesecchi 1576	Schutzengel	
Donnerstag	3	Franz v. Assisi 1226	Ewald	
Freitag	4	Rembrandt 1669	Franz von Assisi	
Samstag	5	Theodor Fliedner 1864	Meinolf	
Sonntag	6	18. S. n. T., Erntedanktag	27. S. i. Jahreskreis	
Montag	7	Heinr. Mel. Mühlberg 1787	Marie. Rosenkranz	€
Dienstag	8	Johann Matthesius 1565	Sergius	⊗
Mittwoch	9	Justus Jonas 1555	Dionysius; Quatemberw.	⊗
Donnerstag	10	Bruno von Köln 965	Viktor	⊗
Freitag	11	Huldreich Zwingli 1531	Bruno von Köln	⊗
Samstag	12	Elisabeth Fry 1845	Maximilian	⊗
Sonntag	13	19. Sonntag n. Trinitatis	28. S. i. Jahreskreis	△
Montag	14	Jakob d. Notar um 430	Kallistus I.	●
Dienstag	15	Hedwig v. Schlesien 1243	Theresia v. Avila	●
Mittwoch	16	Gallus 645	Hedwig	●
Donnerstag	17	Ignatius um 110	Ignatius v. Antiochien	↗
Freitag	18	Evangelist Lukas	Lukas, Evangelist	↗
Samstag	19	Ludwig Schneller 1896	J. de Brébeuf u. I. Jogues	⊗
Sonntag	20	20. Sonntag n. Trinitatis	29. S. i. Jahreskreis	⊗
Montag	21	Elias Schrenk 1913	Ursula	⊗
Dienstag	22	Jeremias Gotthelf 1854	Cordula	≡
Mittwoch	23	Johannes Zwick 1542	Johannes v. Capestrano	≡
Donnerstag	24	Starez Leonid 1841	Antonius Maria Claret	⊗
Freitag	25	Philipp Nicolai 1608	Krispin u. Krispinian	⊗
Samstag	26	Frumentius um 380	Amändus	✓
Sonntag	27	21. Sonntag n. Trinitatis	30. S. i. Jahreskreis	✓
Montag	28	Apostel Simon u. Judas	Simon und Judas, Apostel	⊗
Dienstag	29	Henri Dunant 1910	Ferrutius	⊗
Mittwoch	30	Gottschalk 868	Liutburg	⊗
Donnerstag	31	Gedenktag d. Reformation	Wolfgang	⊗



Eine Kameradschaft mit dem Musikanten Koch (etwa 1936).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

1. Oktober 1944: Die Volksgruppenführung fordert die Bevölkerung von Franzfeld zur Evakuierung auf. — 4. Oktober 1944: Franzfeld wird von den Russen und Partisanen besetzt. — 9. Oktober 1789: Dritte Einnahme von Belgrad durch die kaiserliche Armee. — 11. Oktober 1915: Fünfte Einnahme von Belgrad. — 11. Oktober 1944: Vierzehn Franzfelder Männer und Frauen werden nachts von den Partisanen aus ihren Wohnungen geholt. Die Verschleppten hat später niemand mehr gesehen. — 13. Oktober 1716: Prinz Eugen erobert Temeschwar. — 18. Oktober 1663: Prinz Eugen von Savoyen in Paris geboren. — 22. Oktober 1852: Adam Müller-Guttenbrunn, Heimatdichter, Kulturpolitiker und Theaterdirektor, in Guttenbrunn geboren. — 27. Oktober 1860: Eine kaiserliche Entschließung schlägt die Wojwodschaft Serbien und das Temescher Banat mit Anfang 1861 wieder zu Ungarn.



Evangelisch

Katholisch

Mondlauf

November Nebelung

Freitag	1	Gedenktag d. Heiligen	Allerheiligen	II
Samstag	2	Joh. Albr. Bengel 1752	Allerseelen	II
Sonntag	3	22. Sonntag n. Trinitatis	31. S. i. Jahreskreis	II
Montag	4	Claude Brousson 1698	Karl Borromäus	II
Dienstag	5	Hans Egede 1758	Emmerich	II
Mittwoch	6	Gustaf Adolf 1632	Leonhard	II
Donnerstag	7	Willibord 739	Willibord	II
Freitag	8	Willehad 789	Willehad	II
Samstag	9	Emil Frommel 1896	Theodor	II
Sonntag	10	Dritt. S. d. Kirchenjahres	32. S. i. Jahreskreis	II
Montag	11	Martin 397	Martin von Tours	II
Dienstag	12	Christian Gottl. Barth 1862	Josaphat	III
Mittwoch	13	Ludwig Harms 1865	Stanislaus Kostka	III
Donnerstag	14	Gottfr. Wilh. Leibniz 1716	Alberich	III
Freitag	15	Albert der Große 1280	Albert der Große	IV
Samstag	16	Amos Comenius 1670	Marg. v. Schottland	IV
Sonntag	17	Vorl. S. d. Kirchenjahres	33. S. i. Jahreskreis	IV
Montag	18	Ludwig Hofacker 1828	Odo von Cluny	IV
Dienstag	19	Elisabeth v. Thüringen 1231	Elisabeth v. Thüringen	IV
Mittwoch	20	Buß- und Betttag	Bernward	IV
Donnerstag	21	Wolfgang Capito 1541	Marienged. i. Jerusalem	IV
Freitag	22	Cäcilia um 230	Cäcilia	IV
Samstag	23	Kolumban 615	Kolumban	IV
Sonntag	24	Totensonntag	Christkönigsfest	IV
Montag	25	Katharina um 307	Katharina v. Alexandria	V
Dienstag	26	Konrad 975	Konrad und Gebhard	V
Mittwoch	27	Virgilius v. Salzburg 784	Bilhildis	V
Donnerstag	28	Margaretha Blarer 1541	Gerhard	V
Freitag	29	Saturninus nach 250	Friedrich	V
Samstag	30	Apostel Andreas	Andreas, Apostel	V



Lebensmittelsammlung für Notleidende während des Zweiten Weltkrieges.

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

1. November 1781: Kaiser Joseph II. hebt die Leibeigenschaft in Österreich auf und dehnt dies später auch auf Ungarn aus. — 1. November 1872: Auflösung der Banater Militärgrenze. — 1. November 1887: Jakob Metzger, Mitverfasser des zweiten Franzfelder Heimatbuches, in Franzfeld gestorben. — 9. November 1944: Dr. Simon Bartmann, aus Brestowatz, ehemaliger Abgeordneter im Belgrader Parlament, von Partisanen in Pentschowa ermordet. — 19. November 1849: Ein kaiserliches Patent schafft aus dem Banat, der Batschka und Syrmien die Provinz »Wojwodschaft Serbien und Temescher Banat«. — 21. November 1874: Prof. Dr. Josef Müller, Sprachwissenschaftler, in Franzfeld geboren. — 27. November 1880: Lehrer Julius Roth, Verfasser des zweiten Franzfelder Heimatbuches, geboren. — ? November 1944: Johann Keks, Bundesobmann des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes in Groß-Betschkerk von Partisanen ermordet.



Dezember Christmond

		Evangelisch	Katholisch	Mondlauf
Sonntag	1	1. Sonntag im Advent	1. Adventsonntag	☽
Montag	2	Jan v. Ruysbroek 1381	Lucius	☽
Dienstag	3	Amilia Jul. v. Schwarzb.	Franz Xaver	☽
Mittwoch	4	Barbara 306	Barbara, Quatemberw.	☽
Donnerstag	5	Aloys Henhöfer 1862	Anno	☽
Freitag	6	Nikolaus um 350	Nikolaus	☽
Samstag	7	Blutz. d. Thor. Blutger. 1724	Ambrosius	☽
Sonntag	8	2. Sonntag im Advent	2. Adventsonntag	☽
Montag	9	Richard Baxter 1691	Eucharius	☽
Dienstag	10	Heinrich Zütphe 1524	Petrus Fourier	☽
Mittwoch	11	Lars Olsen Skrefsrud 1910	Damasus I.	☽
Donnerstag	12	Vicelin 1154	Joh. Franz. v. Chantal	☽
Freitag	13	Odilia um 720	Odilia	☽
Samstag	14	Berth. v. Regensburg 1272	Johannes v. Kreuz	☽
Sonntag	15	3. Sonntag im Advent	3. Adventsonntag	☽
Montag	16	Adelheid 999	Adelheid	☽
Dienstag	17	Abt Sturm v. Fulda 779	Yolanda	☽
Mittwoch	18	Wunibald u. Willibald 761/87	Desideratus	☽
Donnerstag	19	Paul Blau 1944	Mengoz	☽
Freitag	20	Katharina v. Bora 1552	Julius	☽
Samstag	21	Apostel Thomas	Anastasius	☽
Sonntag	22	4. Sonntag im Advent	4. Adventsonntag	☽
Montag	23	Anne Dubourg 1559	Johannes von Krakau	☽
Dienstag	24	Matilda Wrede 1928	Adam und Eva	☽
Mittwoch	25	Geburt des Herrn	Weihnachten	☽
Donnerstag	26	Erzmärtyrer Stephanus	Stephanus	☽
Freitag	27	Apostel u. Evangel. Joh	Johannes, Apostel	☽
Samstag	28	Unschuldige Kinderlein	Unschuldige Kinder	☽
Sonntag	29	Sonntag n. d. Christfest	Fest der hl. Familie	☽
Montag	30	Martin Schalling 1608	Lothar	☽
Dienstag	31	Altjahrsabend (Silvester)	Silvester I.	☽



Schlachtfest bei Michael Kittelberger (1939).

Notizen / Termine / Aufschriebe

Gedenktage

6. Dezember 1885: Johann Keks, Bundesobmann des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes (bis 1939), in Kathreinfeld geboren.
– 8. Dezember 1944: Franzfelder Männer werden in ein Internierungslager weggetrieben. – 19. Dezember 1922: Gründung der »Partei der Deutschen« im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) in Hatzfeld. – 27. Dezember 1846: Hans Arnold, Wasserbautechniker, in Weißkirchen geboren. – 28. Dezember 1944: Franzfelder Frauen und Mädchen werden für die Zwangsarbeit in Rußland bestimmt und abgeführt. – 30. Dezember 1887: Julius Géza Josef Mernyi, Pfarrer in Franzfeld, in Oberwart/Burgenland geboren. – 30. Dezember 1905: Gründung der »Ungarländischen Deutschen Volkspartei« in Werschetz. – 31. Dezember 1944: Erster Transport mit Männern und Frauen aus Franzfeld und aus anderen deutschen Dörfern des Banats geht in Güterwaggons vom Donaubahnhof in Pantschowa zur Zwangsarbeit nach Rußland ab.

Allgemeine Angaben zum Kalender

Die astronomischen Jahreszeiten

Der *Frühling* beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders am 20. März. Tag und Nacht gleich. — Der *Sommer* beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses am 21. Juni. Längster Tag, kürzeste Nacht. — Der *Herbst* beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage am 22. September. Tag und Nacht gleich. — Der *Winter* beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks am 21. Dezember. Kürzester Tag, längste Nacht.

Die 12 Zeichen des Tierkreises

♈ Widder	♉ Löwe	♊ Schütze
♉ Stier	♊ Jungfrau	♋ Steinbock
♊ Zwillinge	♌ Waage	♌ Wassermann
♋ Krebs	♍ Skorpion	♎ Fische

Mondphasen

● Neumond	► Erstes Viertel zunehmender Mond	◎ Vollmond	◀ Letzes Viertel abnehmender Mond
-----------	--------------------------------------	------------	--------------------------------------

Feiertage im Jahr 1985

Aschermittwoch	20. Februar	Fronleichnam	6. Juni
Karfreitag	5. April	Erntedankfest	6. Oktober
Ostersonntag	7. April	Volkstrauertag	17. November
Muttertag	12. Mai	Buß- und Betttag	20. November
Himmelfahrt	16. Mai	Totensonntag	24. November
Pfingstsonntag	26. Mai	1. Advent	1. Dezember

Die beweglichen Feste 1986 – 1988

	1986	1987	1988
Ostern	30. März	19. April	3. April
Himmelfahrt	8. Mai	28. Mai	12. Mai
Pfingsten	18. Mai	7. Juni	22. Mai
Fronleichnam	29. Mai	18. Juni	2. Juni
Erntedanktag	5. Okt.	4. Okt.	2. Okt.
Buß- und Betttag	19. Nov.	18. Nov.	16. Nov.
Totensonntag	23. Nov.	22. Nov.	20. Nov.
1. Advent	30. Nov.	29. Nov.	27. Nov.
Wochentag des 25. Dezember	Donnerstag	Freitag	Sonntag

Anmerkung: Den evangelischen Tagesnamen des Kalenders liegen die Angaben der Luth. Liturg. Konferenz Deutschlands von 1962 zugrunde. Die Namen sind jeweils am Todestag eingesetzt.

Liste der verstorbenen Franzfelder

(Die Zahl in der Klammer gibt das Lebensalter des Verstorbenen an. Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.)

Nur noch einmal deine Hände halten,
einmal eine selig kurze Zeit
und dann abwärts steigen in den kalten
tiefen Abgrund schwarzer Dunkelheit.

Keinen Wunsch mehr haben, nichts verlangen,
nur ein blasses Ahnen, schlicht und rein
von dir fort ins Ewige gegangen
und gesegnet durch dein Herz zu sein.

E.W. Stein

1983

Linz/*Donau, Österr.*: Eva Schieferhuber/Scheuermann (54). Nürnberg: David Klingel (79). Rothenburg a.d. Fulda: Katharina Eberle/Gebhardt (92). Rommelsbach: Michael Hild (69). Altenburg: Andreas Eberle (83). Holzgerlingen: Peter Hild (90). Giengen/Brenz: Karl Lay (80). Oferdingen: Johann Krawatzki (60).

1984

Tölz: Jakob Gebhardt (81). Metzingen: Elisabeth Zeller/Ulrich (89). Mannheim: Theresia Rapp/Krotz (75). Wolfratshausen: Florian Frey (78). Winterlingen: Josef Koch (91). Balingen: Konrad Buschmann (71). Neu-Ulm: Josef Baumann (65). Schöneck: Magdalena Hildenbrandt/Mohr (92). Rommelsbach: Johann Hild (77). Reutlingen: Susanne Queiser/Kittelberger (51). Kempten: Margarete Haas/Koch (64). Lüdenscheid: Johanna Grauer/Frey (84). Bietigheim: Peter Hild (66). Reutlingen: Helga Kimmerle/Kowatsch (40). Unterhausen: Jakob Scholler (65). Schwenningen: Barbara Wagner (73). Reutlingen: Katharina Langermann/Tremmel (87). Nürnberg: Michael Groß (79). Reutlingen: Margaretha Koch/Heck (52). Bad Dürkheim: Martin Babeo (66). Buchholz/DDR: Georg Mautz (66). Wels/*Österr.*: Barbara Greifenstein/Ulmer (85). Wien/*Österr.*: Johanna Trenker/Zeller (66). Onstmettingen: Elisabeth Held/Kampf (67). Riederich: Adam Meng (86). Ohmenhausen: Kristine Gerber/Hess verwitw. Morgenstern (77). Leibnitz/*Österr.*: Andreas Koch (44). Balingen: Juliana Vogel/Holzmüller (75). Metzingen: Maria Hummel/Jahraus (85). Speyer: Rosina Metzger/Lieb (90). Eningen: Jakob Morgenstern (70). Backnang: Philipp Litzenberger (45). Renningen: Friedrich Schindler (86). Zirndorf: Elisabeth Mautz/Haas (65). Ohmenhausen: Matthias Metzger (66). Stadl Paura/*Österr.*: Josef Ulmer (83). Schorndorf: Adam Barth (70). Stuttgart: Katharina Hein/Krautwurst (81). Unterhausen: Erika Müller/Seiz (45). Böblingen: Christine Scherer/Löchel (91). Schwenningen: Wilhelmine Götz/Babeo (71). Ulm: Johann Müller (85). Nürnberg: Karl Morgenstern (61). Ebingen-Albstadt: Katharina Merkle/Merkle (78). Stuttgart: Julianne Scheuermann/Hof (87).

Gott schenke ihnen seinen Frieden!

Andreas Rödler

Franzfeld und Neu-Pasua stellten aus

Großer Erfolg auf der Landesgartenschau Reutlingen.

Von Dr. Michael Lieb

Schon Anfang 1984 lud die Stadt Reutlingen ihre Vereine, darunter die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e. V. (FKI) ein, sich mit einem Beitrag an der von Mai bis September gehenden Landesgartenschau zu beteiligen.

Nach längeren Überlegungen wurde im Ausschuß der FKI die Idee geboren, Franzfeld wie es früher war in einer Ausstellung zu präsentieren. Da die Stadt Reutlingen die Patenschaft sowohl über Franzfeld wie über Neu-Pasua übernommen hat, trat die FKI an die Ortsgemeinschaft Neu-Pasua heran, um diese zu einer gemeinsamen Ausstellung der »Patenkinder« auf dem großen Fest der »Patentante« zu bewegen. Der Vorschlag fand Zustimmung, und die Vorbereitungen mußten schon in einem frühen Stadium beginnen, hatte doch die Stadt einen Termin vom 13. bis 26. August 1984 festgelegt.

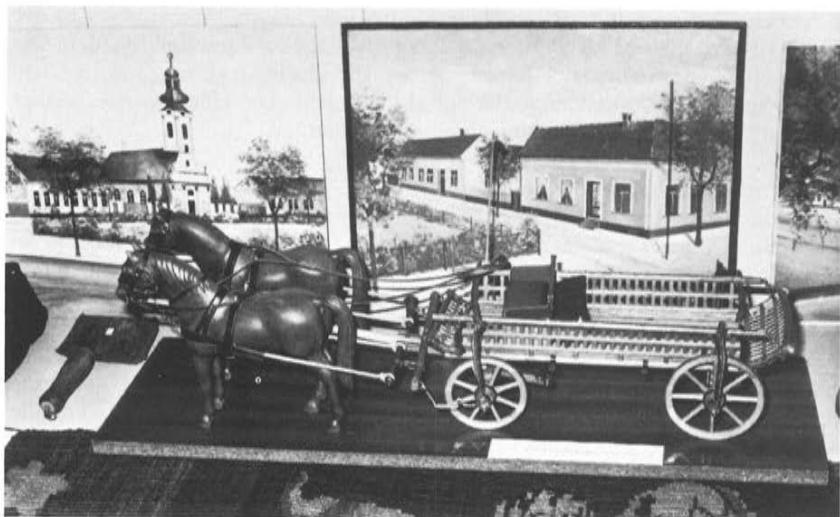
Die FKI war in großer Sorge, ob es auch gelingen könnte, genügend Ausstellungsstücke zu beschaffen. Während nämlich die Bewohner von Neu-Pasua zum Großteil mit Pferd und Wagen aus der alten Heimat evakuiert worden waren und daher einen Teil ihrer Habe mitnehmen konnten, war es kaum einem Franzfelder gelungen, vor dem Abzug der deutschen Truppen mit sehr viel mehr als Rucksack und Koffer zu flüchten, was umso mehr für diejenigen galt, die aus den Lagern später »schwarz« über die Grenzen flüchteten.

So ergingen mehrere Aufrufe, das wenige was von daheim verblieben war, zur Verfügung zu stellen, und es war mehr als erstaunlich, wieviele Gerätschaften, Küchenutensilien, Urkunden, Bilder u. a. mit auftauchten und mit welcher Bereitschaft unsere Landsleute die kostbaren Erinnerungsstücke hergaben.

Am 13. August 1984 wurde die Ausstellung dann im Musiksaal des Johannes-Kepler-Gymnasiums, direkt gegenüber der Listhalle aufgebaut, wozu sich ohne große Aufforderung spontan zahlreiche Helfer einfanden. Viel gab es zu tun und zu improvisieren, und dennoch gelang der Aufbau in groben Zügen bereits in einigen Stunden so weit, daß schon am Nachmittag des 14. August, als noch fleißig an Einzelheiten gearbeitet wurde, zahlreiche Besucher sich einfanden. Nach überschlägiger Zählung kamen bereits an diesem Nachmittag rund 700–800 Besucher. An den Tagen darauf wurden selten weniger als 1500–2000 Besucher täglich gezählt und zwar zum überwiegenden Teil »Einheimische«, die in ihrer Mehrzahl an den gesamten Ausstellungsstücken ein so reges Interesse zeigten, wie man es gar nicht erwartet hatte. So hatten unsere täglich zweimal wechselnden Aufsichtspersonen ständig zu erklären und hinzuweisen und häufig hörte man von Einheimischen z. B. die Äußerung: »So ähnlich war es bei unseren Großeltern auch«, wodurch ihnen also aufgegangen war, daß unsere Vorfahren auch »Leute von hier« waren, die vor rund 180 Jahren auswanderten und, wie es so schön im Lied heißt, »aus einer Wüste . . . ein blühend Eden« machten.



Ausstellung »Franzfeld-Neupasua« im Rahmen der Landesgartenschau Reutlingen vom 13. bis 26. August 1984. Interessierte Besucher vor den Franzfelder Hochzeitstrachten.



Ausstellung »Franzfeld-Neupasua« im Rahmen der Landesgartenschau Reutlingen vom 13. bis 26. August 1984. Maßstabgetreues Modell eines Franzenfelder Bauernwagens mit Pferdegespann von Johann Rödler (»Rödlers am Eck«). Das Pferdegeschirr wurde von Frau Juliana Zeller geb. Gebhardt, jetzt wohnhaft in Metzingen, angefertigt. Im Hintergrund Bilder mit Franzenfelder Motiven gemalt von Johann Groß.

Ausstellung »Franzfeld-Neupasua«

im Rahmen der Landesgartenschau, die vom 13. bis 26. August 1984 in Reutlingen stattgefunden hat.

Vom Doktr's Vetter (Dr. Fritz Hild)

Von den ausgestellten Franzfelder Gegenständen fielen mir besonders folgende hochinteressante Schaustücke auf:

»s'Eibinkissi mit dem Kindli«

Dieses Einbindkissen war in Franzfeld noch bis zur Vertreibung (1944) üblich und allgemein im Gebrauch. Als Arzt hatte ich dagegen nichts einzuwenden, da der Säugling darin warm gebettet war. Ich empfahl nur, das Kind nicht allzulange in diesem Kissen zu belassen, nachdem es später mehr Strampelfreiheit benötigte. Einheimische Frauen bestätigten mir, daß man früher die Kinder auch hier so eingebunden hat.

Die Trachten

Sowohl die Franzfelder Trachten an den großen Schaufensterpuppen als auch an den kleinen Puppen wurden allgemein bewundert. Schade, daß man keine Schaufensterpuppen mit langen Haaren auftreiben konnte. Die Haartracht der großen Franzfelder Mädchen konnte daher nicht richtig dargestellt werden. Die kleinen Puppen waren wunderbar angezogen. Das Haar war »brait g'flochte«, wie zum sonntäglichen Kirchgang oder zur »Freimusich«. Die Haartracht kam aber auf den kleinen Puppenköpfen nicht richtig zur Geltung.

Das Pferdegespann mit dem langen Wagen

Beides hat Johann Rödler hergestellt. Hier war nicht nur ein »Kenner« sondern auch ein »Könner« am Werke! Kenner insofern, als das Modell des Wagens bis zum kleinsten Detail einem in Franzfeld hergestellten Wagen entsprach, mit Sprossen an den Leitern und Schrageln, mit Langquitt (Langwied), Leixen, Deixel (Deichsel) und Wägle. Es stimmte einfach alles, auch der »Schucksitz« und der »Hängsitz«. Nicht nur die Wagnerarbeit stimmte bis aufs i-Tüpfelchen, sondern auch die Beschläge, die daheim vom Schmied angefertigt wurden. Der eiserne Tritt, an welchem man auf den Wagen stieg, fiel mir besonders auf. Für die Beschläge mußte er sich das Material extra dünn auswalzen lassen. Das Pferdegeschirr hat Frau Juli Zeller nach Angaben von Johann Rödler angefertigt, und zwar haargenau bis in die kleinste Einzelheit.

Verschiedentlich hörte ich sagen: »Das werden sie wohl vom Gestüt Marbach oder von der Landwirtschaftsschule Hohenheim haben.« Manche klopften die Pferde ab und meinten: »Die scheinen wohl aus Plastik zu sein.« Ich mußte stets erklären und konnte den einzelnen Besuchern der Ausstellung kaum glaubhaft machen, daß dies die Arbeit eines einstigen Jungbauern, jetzt angelernten Dreher-



Ausstellung »Franzfeld-Neupasua« im Rahmen der Landesgartenschau Reutlingen vom 13. bis 26. August 1984. Ausstellungsstücke und Urkunden werden aufmerksam betrachtet.

ist. Die Pferde sind nicht aus Plastik, sondern handgeschnitzte Arbeit aus Lindenholz, die sich mit einer Bildhauerarbeit messen kann. Ich glaube, daß das Pferdegespann mit Wagen das »Glanzstück« der Ausstellung war.

s'Phadrlishäuwli (ein Häubchen aus »Pädrli«, d.h. aus Perlen)

Dieses Prachtstück war leicht zu übersehen, viele hielten es für eine Stickarbeit. Ich erklärte, daß jede Perle einzeln hineingestrickt wurde. Weder eine Handarbeitslehrerin noch eine Kunstgewerblerin könnte heute ein solches Häubchen herstellen. »Da muß man aber gute Augen haben«, meinte eine Besucherin. Daheim strickten alte Frauen von über 60 Jahren dieses Häubchen. Man möchte dies fast nicht glauben. Ich habe es aber bei meiner Tante (Färwrs Evbas) selbst gesehen, die in ihrem Weingarten in der Nähe des Sportplatzes wohnte.

Der Schnapsack

Dazu folgende Erklärung: Handtaschen, wie sie jetzt üblich sind, hatte man in Franzfeld nicht. Größere Beträge in einer Tasche herumzutragen wäre auch zu

gefährlich gewesen, weil sie ein Taschendieb leicht entreißen konnte. Wollte eine Bäuerin zum Beispiel auf dem Markt eine Kuh kaufen, so trug sie das »große Geld« im »Schnappsack«. Der Name kommt nicht von »Schnaps«, sondern von »zuschnappen«. Das Geld kam in den Schnappsack hinein, der von der Bäuerin an zwei langen Bändern um die Hüften festgebunden unter der Schürze getragen wurde. Dahin griff nicht einmal ein »Beitlschneider«. Es war ein wohlüberlegter, sicherer Aufbewahrungsart.

Das schöne, schwarzgestickte Kirchentaschentuch

In das Taschentuch wurde — Gott bewahre! — nicht die Nase »geputzt« (geschnuezt). Frisch gebügelt, legte man es auf das Gesangbuch. (Alte, noch in Württemberg gedruckte Gesangbücher waren auch ausgestellt.) Rosmarin, »Rippe-schmacketz« oder »Baumännle« steckte man mit dem Stiel hinein. Neigte die Frau aus Übermüdung einzuschlafen, so roch sie herhaft daran. Der strenge Duft hielt sie dann für längere Zeit wach. Not macht erfieberisch!

Loskauf von der Staatsbürgerschaft

Dieses Stück Papier war wohl das erschütterndste Dokument in der Ausstellung. Nach 1944 hat man allen Volksdeutschen in Jugoslawien die Staatsbürgerschaft aberkannt und sie als »vogelfrei« erklärt. Später gab man den Überlebenden der Lager die Staatsbürgerschaft wieder zurück. Alte Männer und Frauen, die zu schwach waren, um bei Nacht und Nebel über die ungarische Grenze zu gehen, mußten sich um eine horrende, fast unerschwingliche Summe von der Staatsbürgerschaft loskaufen. Dies war in der Tat der Loskauf aus der Sklaverei. Das letzte Kleidungsstück, die Uhr des Mannes oder andere Wertgegenstände mußten dafür herhalten.

»Kaschtestraife« und »Wandschoner«

Diese Handarbeiten mit sinnvollen Sprüchen sind wohl beim Verlassen der Heimat aus Versehen in aller Aufregung mit eingepackt worden. Man hat Wichtigeres zurückgelassen.

Fotos

Viele Bilder zeigten die Franzfelder bei der Arbeit, beim Schweineschlachten, in der Spinnstube und beim Festfeiern. Großaufnahmen von folgenden Franzfelder Persönlichkeiten fielen auf: *Johannes Scherer*, von 1942 bis 1945 evangelischer Bischof in der Slowakei; *Franz Hein*, von 1941 bis 1944 evangelischer Bischof im serbischen Banat; *Prof. Dr. Josef Müller*, Mundartforscher und *Franz Feld* (er hieß eigentlich Jakob Stein), Heimatdichter. Seine Gedichte und Erzählungen waren in einer Büchervitrine zu sehen. Die Werke seines Sohnes, des anerkannten Lyrikers *Erwin Walter Stein*, waren in einer anderen Vitrine ausgestellt. Generalfeldmarschall *Adam Brandner* wurde vom österreichischen Kaiser als Dank für eine gewonnene Schlacht am Berge »Vučji Zub« (Wolfszahn) persönlich geadelt. Er nannte sich ab dann *Edler von Wolfszahn*.



Zwei Freundinnen (von links nach rechts): Christine Grauer (jetzt verh. Langermann) und Christine Brumm (jetzt verh. Grauer) um 1930.

Modell der Franzfelder Kirche

Dieses Erinnerungsstück hat Adam Hof geschaffen. Der Turm wurde abgetragen. Zeitweise diente die Kirche nach 1944 als Kohlenlager. Jetzt ist sie ein Kino! Von Adam Hof stammt auch das Modell einer kompletten Dreschgarnitur mit Dampfkessel, Dreschkasten und Elevator sowie die Modelle von zwei Pustahöfen (Aussiedlerhöfe).

Johann Groß, ein gelernter Ansteicher von daheim, stellte eine bildliche Darstellung von Franzfeld (Dorfmitte, Häuserreihen) aus.

Angeführte Exponate beeindruckten mich sehr. Auch die übrigen Schaustücke sowie die Ausstellungsteile der Ortsgemeinschaft Neu-Pasua fanden bei den Besuchern Beifall und volle Anerkennung.

Franzfelder feierten mit »Evchens Hochzeit«

Franzfelder Tag auf der Landesgartenschau Reutlingen

Von Dr. Michael Lieb

Der 25. August 1984 war für Franzfeld ein denkwürdiger Tag. Eingeladen von der Patenstadt Reutlingen, einen Beitrag zur Landesgartenschau zu leisten, hatte sich die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e. V. (FKI) entschlossen, den traditionellen Franzfelder Heimattag in der Listhalle in Reutlingen zu veranstalten. Dem Anlaß entsprechend sollte etwas besonderes nicht nur für unsere Landsleute sondern für alle Besucher der Gartenschau geboten werden.

Trotz der Urlaubszeit gelang es, die Theatergruppe des früheren Bürgermeisters unserer Kreisstadt Pantschowa, Herrn *Matthias Merkle*, und die Originalkapelle »Edelweiß« aus Giengen zu engagieren, die das bereits aus der Heimat bekannte Theaterstück »Evchens Hochzeit« aufführten.

Zuvor fand um 15.00 Uhr die traditionelle Andacht am Ehrenmal für die Toten der Heimat auf dem Friedhof Römerschanze in Reutlingen statt, eine würdige Feier, begleitet vom Posaunenchor der Marienkirche Reutlingen. Pfarrer *Herwart Reiser*, Franzfelder Abstammung, hielt eine vielbeachtete Predigt, in der er vor allem nach dem Sinn des Leidens fragte, welches die Donauschwaben erdulden mußten. Danach widmete der Vorsitzende der FKI, Dr. Lieb, den Toten der Heimat eine reich bepflanzte Blumenschale und erinnerte in einem kurzen Schlußwort an die vierzigjährige Wiederkehr der Vertreibung. Schon zu dieser Andacht hatten sich weit über hundert Landsleute eingefunden.

Nachdem noch reichlich Gelegenheit bestand, die Gartenschau und vor allem die Ausstellung »Franzfeld-Neupasua« zu besichtigen (worüber gesondert berichtet werden wird), außerdem die Kapelle »Edelweiß« im Musikpavillon anzuhören, begann sich die Listhalle zu füllen und war um 18.00 Uhr bis auf den letzten Platz besetzt. Etwa 1 200 Besucher wuden geschätzt, und so konnte der Vorsitzende der FKI, Dr. Michael Lieb, überwältigt von dem großen Andrang, seine Begrüßungsrede mit dem Spruch beginnen: »Der Ruf erging und alle, alle kamen«. Dr. Lieb konnte außer den Ehrengästen, allen voran Erster Bürgermeister Schuler, nicht nur zahlreiche Franzfelder aus nah und fern, viele aus dem Ausland, teils auch aus Übersee, sondern auch viele Landsleute aus anderen donauschwäbischen Gemeinden und auch eine Anzahl »einheimischer« Schwaben begrüßen. Er betonte, daß mit dieser Veranstaltung, zu der ein besonderer Eintritt nicht erhoben wurde, das Patenkind Franzfeld der Patenstadt Reutlingen zu ihrer großen Veranstaltung Landesgartenschau ein Geschenk darbringen wolle als Dank für die vielfache Förderung und Unterstützung, welche die Franzfelder hier erfahren haben.

Die Aufführung von »Evchens Hochzeit« geriet zu einem Triumph, bei dem unsere Landsleute begeistert mitgingen und immer wieder Applaus auf offener Szene spendierten. Für viele, die das Stück teilweise noch in ihrer Jugend in der alten Heimat gesehen hatten, stand alles wieder auf: Die Lieder, die Volkstänze, das Brauchtum allgemein und das Hochzeitsbrauchtum im besonderen. So manche



Aufführung von »Evchens Hochzeit« beim Franzfelder Heimattag in Reutlingen (Listhalle) am 25. August 1984. Einmarsch des Hochzeitszuges.



Aufführung von »Evchens Hochzeit« beim Franzfelder Heimattag in Reutlingen (Listhalle) am 25. August 1984. Szene mit den vier Tratschweibern.



Aufführung von »Evchens Hochzeit« beim Franzfelder Heimattag in Reutlingen (Listhalle) am 25. August 1984. Blick in den Zuschauerraum.

Träne wehmütiger aber auch freudiger Erinnerung wurde da verstohlen weggewischt und ein Hochgefühl der Zusammenghörigkeit in unserem donauschwäbischen Volkstum war allenthalben im Saal zu spüren. Entgegen allen Voraussagen war es während der Aufführung fast mucksmäuschenstill, was in einem derart großen Saal mit teilweise schlechter Akustik umso mehr zeigt, wie sehr sich unsere Landsleute von dem Stück fesseln ließen.

So konnte sich der Vorsitzende der FKI am Ende nicht nur bei Matthias Merkle, seinen Theaterleuten und den Musikern, sondern auch bei dem Publikum bedanken, daß es so diszipliniert der Aufführung folgte. Danach bedankte sich Dr. Lieb noch einmal bei allen Mitwirkenden der FKI, die zu dem guten Gelingen dieses Festes in so hervorragender Form beigetragen hatten, und gab den Saal zum Tanz frei. Nachdem zunächst Platz geschaffen werden mußte, spielte die Originalkapelle »Edelweiß« auf mit Polka, Marsch und Walzer wie in der alten Heimat, so daß bald auf der Tanzfläche eine drangvolle Enge herrschte. Da gab es keine Altersgrenze, und oft waren die Älteren fleißiger beim Tanzen als die Jüngeren. Immer wieder bildeten sich Gruppen, wenn man erneut einen Bekannten getroffen hatte. So verging der Abend mit der Freude über das gelungene Fest, das Wiedersehen mit vielen alten Bekannten, oft nach sehr vielen Jahren, in voller Harmonie, bis die Musik um 1.00 Uhr zum Bedauern der »Unentwegten« schließlich mit dem Schlußtanz ein Ende setzte.

Wie gut diese Veranstaltung angekommen war, zeigte sich nicht nur in der Begeisterung unserer Landsleute, sondern auch in dem durchweg positiven Echo der gesamten örtlichen Presse, die des Lobes voll war.

Totengedenkfeier beim Franzfelder Heimattag 1984 in Reutlingen

Vorbemerkung

Nachstehende Predigt hielt Pfarrer i. R. Herwart Reiser beim Franzfelder Heimattag am 25. August 1984 vor dem Franzfelder Gedenkstein auf dem Friedhof Römerschanze

Unter der Überschrift »Unsere Toten« schrieb der württembergische Pfarrer und Dichter Siegfried Goes: »Sie sind Dir näher als wir andern, die noch am Erdenstage wandern. Sie sind Dein Heer aus allen Heeren und stehn bereit zu Deinen Ehren. Sie sind Dein erstes Aufgebot, vorausgegangen uns im Tod.«

Weil sie uns im Tode vorausgingen, haben wir uns hier zum Beginn des heurigen Heimattages der Franzfelder versammelt um der Gefallenen und Vermißten der beiden letzten Kriege, der in den Hungerlagern Jugoslawiens oder auf der Flucht Umgekommenen, aber auch der, auf dem heute verwahrlosten Friedhof Franzfelds oder in der Bundesrepublik Beerdigten zu gedenken.

Aus der Überlieferung mehrerer Völker der Welt kann man erfahren, daß Gott frühe zu sich ruft, wen er besonders liebt. In der Bibel ist das beispielsweise in dem Buch des Propheten Jeremia mit dem Anruf Gottes ausgedrückt: »Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.« Können wir diese Zusage der Güte Gottes auf unsere Toten beziehen, nach all den Gräßlichkeiten, die wir von Seiten der Partisanen erlebt haben? Ich meine, nur dann vermögen wir das, wenn wir unsere Toten nicht einfach hinwegsterben lassen, sondern wenn wir ihnen durch jede ihre geistigen Äußerungen gleichsam Wohnrecht bei uns belassen, uns ihrer — wie in dieser Stunde hier — bewußt erinnern und ihr Sterben als einen lebendigen Anteil in unser Leben und das unserer Familien miteinbeziehen.

Das stellt uns vor die Frage, ob wir für das Sterben der vielen Kriegs- und Nachkriegsopfer eine Sinndeutung gefunden haben. Seit wir Volksdeutschen, einst aus dem Reich als Kulturträger in die südöstlichen Gebiete gerufen, nach Schluß des letzten Krieges von den Behörden der neuen sozialistischen Nachfolgestaaten der einstigen k. und k. Monarchie, plötzlich als Staatsfeinde verfolgt wurden, ist unser Vertrauen auf irdische Gerechtigkeit zutiefst erschüttert. Jedoch vom Vertrauen zu dem gerechten Gott her frage ich mich, was der tiefere Sinn solcher Katastrophen, wie wir sie erlebt haben, ist und erfahre aus der Bibel, daß dort im Brief an eine Hebräergemeinde Kap. 12, Vers 5-6 folgende Zusage Gottes übeliefert ist: »Mein Sohn mißachte die Züchtigung des Herrn nicht, wenn Du von ihm durch Leid heimgesucht wirst. Denn wen der Herr lieb hat, den erzieht er mit Strenge und wen er als Sohn annimmt, den schlägt er.« Schläge der Heimsuchung und Züchtigung aus Liebe also, wobei Gott nach dem Bild des leidenden Heilands uns auch durch Leiden formt, die er uns auferlegt. Abwendung von Jesus Christus hat darum nicht bloß ein neues, modernes Heidentum zur Folge, sondern formt Menschen, denen es oft an Liebe zu ihren Mitmenschen, ja ihren Allernächsten, an Ehrfurcht vor Gott und an Zucht im Leben fehlt.

Derartige negative Verhaltensweisen gefährden letztendlich die deutschen Menschen in ihrem Charakter, der durch ein Miteinander von Gegensätzen bestimmt ist: Weichheit und Härte, Demut und Stolz, Opferbereitschaft und Eigenbrötlerei. Das alles ist in uns seltsam miteinander vereint und von alters her als die deutsche Zwietracht, heute als Parteienkampf bekannt. An diesem Miteinander von Gegensätzen kann unser Volk innerlich zugrunde gehen, wenn es sich nicht durch Christus zu neuem Menschentum ausrichten läßt.

Aus der Kenntnis dieses Miteinanders von Gegensätzen im Wesen des deutschen Volkes schrieb einst Dr. Martin Luther: »Es wird eine große Rache über Deutschland kommen, so groß, daß es keines Menschen Herz ausdenken kann. Der Herr wird das Evangelium wieder wegnehmen und dann wird Deutschland nichts als Zwietracht und Blutvergießen sein. Man wird sagen: Hier hat Deutschland gestanden, aber Deutschland wird wegen Undankbarkeit über einen Haufen liegen. Es wird Deutschland gehen wie den Juden und dem zerstörten Jerusalem (des Jahres 70 n. Chr.), wie Griechenland mit den Türken, wie Rom mit den Goten. Und das alles, weil Deutschland nicht anerkennt die Visitation, zu deutsch das Kommen des Herrn Christus, da er gekommen ist durch's Wort, uns zu seinem Eigentum zu nehmen.«

Weil Christus die Wahrheit aus Gott ist, sagt er uns, was Gott im einzelnen von uns fordert. Dabei zerbricht der Betrug des Bildes, das wir uns von uns selbst machen, denn Christus hilft uns zur Selbsterkenntnis und zeigt uns zugleich die Wirklichkeit des Du, des Mitmenschen, den wir nicht als Mittel für eigene Zwecke mißbrauchen dürfen.

Als Angehöriger der Generation jener junger Deutscher, die in den Jahren 1933-38 die großen Anfechtungen hinsichtlich des Christusglaubens erlebt und erlitten haben, muß ich rückblickend euch bezeugen, daß Gott dieselbe deutsche Generation während des letzten Krieges mit seinem Gericht heimgesucht hat, die sich so grundsätzlich, wie keine andere zuvor, von ihm losgesagt hatte.

Nachdem ich jedoch aus dem Franzfelder Heimatbuch den Bericht von Konrad Gallik über die Zustände in den Internierungslagern Pentschowa, Semlin und Mitrowitz, sowie in dem Franzfelder Heimatkalender den Bericht von Hans Stein gelesen und von den gräßlichen Lebensbedingungen im Lager Rudolfsgnad gehört und diese mit den Nachkriegsvorgängen gegenüber den Volksdeutschen in Ungarn und Rumänien verglichen habe, drängte sich mir an Hand des Bibelwortes im Evang. Luk. Kap. 13, Vers 1-9 folgende Frage auf: Wie Jesus Christus, nach jenem Bericht bei Lukas, beim plötzlichen Einsturz eines Turmes bei Siloah, den Tod von 18 unter den Trümmern begrabenen Menschen nicht als deren persönliche Bestrafung für persönlich begangene Schuld, sondern als einen Heimsuchungsruf Gottes an das ganze Volk deutete, müßten die unermeßlichen Leiden der Franzfelder, wie der Donauschwaben Jugoslawiens überhaupt, die stellvertretend all dies durchlitten haben, nicht als Heimsuchungsruf Gottes an das ganze deutsche Volk und Mutterland verstanden werden? Ich spreche davon nicht um alte Wunden aufzureißen, sondern um mögliche Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes bewältigen zu helfen.

Stellvertretung durch andere kann ja unser ganzes menschliches Leben in der Familie und am Arbeitsplatz nicht entbehren. Darum ist am Ende auch Jesus Christus



Totengedenkfeier vor dem Franzfelder Gedenkstein auf dem Friedhof Römerschanze in Reutlingen am 25. August 1984. Pfarrer i. R. Herwart Reiser hält die Gedenkandacht.



Aufführung von »Evcens Hochzeit« beim Franzfelder Heimattag in Reutlingen (Listhalle) am 25. August 1984. Dr. Michael Lieb (links), Vorsitzender der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e.V. und Matthias Merkle (rechts), Leiter der donauschwäbischen Laienspielgruppe aus Giengen/Brenz, vor dem Mikrofon.

stellvertretend für alle Menschen gestorben und auferstanden, um wie ein Anwalt für uns stellvertretend vor Gott einzutreten und uns in seiner Nachfolge zur Stellvertretung für andere bereit zu machen. Dieser Deutung der Heimsuchungen Gottes in leidvollen Gerichtsnöten erlitten, aber auch in gnädigen Durchhilfen erfahren, sollten wir uns nicht mit der Entgegnung zu entziehen suchen, daß die Partisanen gewiß nicht gottgefälliger gehandelt haben als wir, die wir doch Gott in unseren Kirchen verehrten bis hin zur alten Mutter, von der Dr. Hild schreibt, daß sie mit Starks-Gebetbuch und der Bibel, die neben ihr auf dem Strohlager Sterbenden gestärkt und getröstet hat.

Wissen wir, wie Gott, vielleicht schon in der jetzt lebenden Generation, an den heutigen Bewohnern des jugoslawischen Staates, handeln wird? Ob sie nicht bald bereuen, was sie euch angetan? Gott ist so frei, daß er heute oder morgen Werkzeuge seines heimsuchenden Handelns, also diejenigen Völker und ihre Führer zu richten vermag, durch die er gestern andere Völker gerichtet hat. Unser deutsches Volk war zuerst solch Werkzeug des Gottesgerichtes an den Urhebern der Weltsituation der dreißiger Jahre und den Propagandisten einer Weltrevolution der Arbeiter und Bauern, ehe Gott unser Volk zu Boden warf, weil mindestens Teile unserer Generation sowohl im Materialismus, wie im Dritten Reich ihren Gottesauftrag, weil wir unseren Gottesauftrag damals mißachteten. Dieses Gerichtshandeln Gottes muß man hinter der Kapitulation Stalingrads und hinter dem Verrat Rumäniens erkennen, um den Sinn seiner Heimsuchungen zu verstehen. Unser Totengedenken heute ist dann sinnvoll, wenn wir als Überlebende uns durch Jesus Christus, den Leidenden, aber auch heute lebendig wirkenden Heiland helfen lassen, uns mehr als bisher entschlossen Gott zuzuwenden und in der Haltung etwas des Beters in dem 118. Psalm erinnern: »Herr, ich danke dir, daß du mich gedemütigt hast und mir gerade dadurch aufhilst.«

Aus solcher Hinwendung auf Gott werden sich Folgerungen ergeben, nicht nur für uns selbst und unser Heimischwerden in der Gemeinde Jesu Christi in Württemberg, oder wo wir sonst leben mögen, sondern auch Folgerungen für den Umgang mit unseren Brüdern und Schwestern, zuvörderst mit denen aus Franzfeld.

Wer durch Christus die Wirklichkeit des Du erkennt, wendet sich auch dem anderen als Bruder in Christo zu, weil wir doch gemeinsam von jenem Worte Jesu angeufen sind, das der Evangelist Johannes überliefert hat: »Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebt, gleich wie ich euch geliebt habe.«

Totengedenken in der Bruderliebe und zugleich aus der Gottesliebe vermag uns anzuleiten mit dem eingangs erwähnten Siegfried Goes zu sprechen: »Wir treten hinter unsere Brüder, bring alle uns zusammen wieder. Daß sie vom Tage nicht geschieden und laß uns einsam nicht hienieden. Führ Du uns alle allzugleich zu Deinem Tag, zu Deinem Reich.« Amen.

Drei Gebete

(Mitgeteilt von Barbara Kiunke-Stier)

Gebet beim Betreten der Kirche

Jetzt komm ich in dein Haus
o großer Gott getreten,
weil ich dir dienen will
mit hören, singen, beten.
Dieweil ich aber weiß,
daß ich ein Sünder bin,
so strärke mein Herz
und meinen Sinn. Amen.

Gebet vor dem Unterricht

Im Namen Gottes fang ich an,
es helfe Gott der helfen kann.
Im Namen Gottes hör ich auf,
das ist der beste Lebenslauf. Amen.

Gebet nach dem Unterricht

Jetzt geh ich aus der Schule fort.
Herr bleib bei uns mit deinem Wort.
Mit deiner Gnad und Segen,
auf allen unsren Wegen. Amen.

Dr. Fritz Hild 75 Jahre alt

Der »Doktors-Vetter« von Franzfeld feierte Geburtstag

Von Dr. Michael Lieb

27. April 1984 in Sondelfingen, einem Stadtteil von Reutlingen. Die Gratulanten hatten sich versammelt, um dem früheren Franzfelder Gemeinendarzt Dr. Fritz Hild die Glückwünsche zu einem besonderen, dem 75. Geburtstag zu überbringen. Sechs wohlklingende Musikstücke brachte der Musikverein Sondelfingen seinem Mitglied zu Ehren vor und bewies damit, daß Dr. Fritz Hild auch ein voll integrierter Sondelfinger geworden ist.

Die Franzfelder Freunde des Jubilars, Vorstand und Ausschuß der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e. V., dem Dr. Hild auch angehört, sowie ein Großteil der Mitverfasser des neuen Franzfelder Heimatbuches wurden mit einem kräftigen Imbiß bewirtet. Der Vorsitzende der FKI, Dr. Lieb, überbrachte in ihrem Namen ein gegossenes Franzfelder Wappen und würdigte Werdegang und Verdienste von Dr. Hild, gewürzt mit Kindheitserinnerungen an den »Doktors-Vetter«, die allgemeines Schmunzeln hervorriefen; man erinnerte sich wieder an das alte Franzfeld.

Daß gerade diese Erinnerung besonders lebendig gehalten wird, ist mit ein Verdienst von Dr. Hild. Jeder Franzfelder, der seine Geschichten und Schilderungen aus Franzfeld hört, sagt spontan: »Genau so wars!«

Das Geheimnis dieser treffsicheren Erinnerung an die früheren Franzfelder Verhältnisse liegt im Lebenslauf unseres Jubilars.

Sein Vater war Christof Hild, seine Mutter Elise geb. Jahraus. Er wurde am 27. April 1909 als eines von 7 Kindern geboren. Die zwei Brüder seines Vaters hatten ebenfalls je 7 Kinder. Es gab also Geschwister, Onkel, Tanten, Basen und Vettern in reicher Anzahl. Diese Großfamilie und in ihr vor allem seine Mutter prägten seine erste Kindheit; komprimiert in dem Beitrag »Die Franzfelder Frau« im neuen Franzfelder Heimatbuch setzte Dr. Hild aus diesen Erlebnissen heraus seiner Mutter ein Denkmal.

1915–1920 besuchte er die damals vorwiegend ungarische Grundschule in Franzfeld, ab 1920 das deutsche Gymnasium in Hatzfeld, 1924/25 das deutsche Gymnasium in Werschetz und nach Auflösung der deutschen Gymnasien schließlich das serbische Gymnasium in Pantschowa, wo er 1928 die Reifeprüfung mit der Note »sehr gut« bestand.

1929–1934 studierte er Medizin in Wien und Graz, 1934 promovierte er in Graz zum Doktor der gesamten Heilkunde (Dr. med. univ.). Nach der Praktikantenzeit ließ er sich 1936 als privater Arzt und Zahnarzt in Franzfeld nieder, wo er als Franzfelder von jedermann nur der »Doktors-Vetter« genannt wurde. 1939 verheiratete er sich mit Elisabeth Müller aus Groß-Scham (rumänisches Banat), die alsbald in Franzfeld nur noch »Doktors-Bas« genannt wurde. Aus der Ehe gingen zwei Töchter hervor, die mittlerweile ihren Eltern je zwei Enkel bescherten.



Dr. Fritz Hild

1941 wurde Dr. Hild vom neu konstituierten Gemeinderat einstimmig zum offiziellen Gemeindefeuerarzt von Franzfeld gewählt. Zeitweise war er auch Obmann des vereinigten Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes, später dessen Kulturreferent.

1942 wurde er, wie die übrigen Volksdeutschen im mittleren Donauraum, zur Division »Prinz Eugen« eingezogen, wo er im Sanitätsdienst an Hauptverbandsplätzen und in Feldlazaretten die ganze Härte des Partisanenkampfes miterlebte, und zuletzt den Dienstgrad eines Oberarztes innehatte.

1945 geriet er in jugoslawische Kriegsgefangenschaft und war dann bis 1948 Lagerarzt bei Požarevac. In dieser Zeit durfte oder mußte er auch teilweise die serbische Zivilbevölkerung ärztlich betreuen, was ihm später zugute kam.

1948 wurde er nämlich, wie andere gefangene Offiziere, nach Werschetz überstellt und dort — aufgrund erpreßter Geständnisse über »Kriegsverbrechen« — zunächst zum Tode verurteilt, dann wegen seiner ärztlichen Verdienste zu lebenslanger Zwangsarbeit »begnadigt« und schließlich 1951 zu Weihnachten entlassen.

1952 ließ sich Dr. Hild in Reutlingen-Sondelfingen als Zahnarzt nieder. In und um Reutlingen hatten eine sehr große Anzahl von Franzfeldern eine neue Heimat gefunden, so daß hier auch für ihn die beste Grundlage für einen Neuanfang gegeben war.

In der neuen Heimat arbeitete er mit dem unermüdlichen Fleiß eines Donauschwaben und erwarb sich mit der Sparsamkeit, Bescheidenheit und dem Erwerbsinn eines »Franzfelder Bauernsohnes« einen Wohlstand, der sich durchaus sehen lassen kann. Aber auch die persönliche Wertschätzung, die sich Dr. Hild als Arzt und Mensch wegen seiner geradlinigen und vertrauenserweckenden Art sowohl bei Vertriebenen wie bei Einheimischen erworben hat, steht mindestens gleichwertig daneben.

Der »Ruhestand«, in den sich Dr. Hild ab 1980 mit 70 Jahren begeben hat, ist für ihn kein Stand der Ruhe. Schon vorher, aber jetzt erst recht, begann er, seine einmaleige Kenntnis der früheren Franzfelder Verhältnisse in Aufsätzen, Geschichten, Personenbeschreibungen usw. niederzulegen. Das Aufwachsen in der Großfamilie und seine ärztliche Tätigkeit, die sich damals viel mehr auf Hausbesuche konzentrierte als heute, verschafften ihm Einblick in die Lebensverhältnisse der Franzfelder aller Schichten wie kaum einem anderen. Seine über 100 Seiten umfassenden Beiträge im neuen Franzfelder Heimatbuch, ebenso seine Beiträge im Franzfelder Heimatkalender 1984 bewiesen dies in hervorragender Form. Dabei bedient er sich einer barocken Sprache, die an Deutlichkeit und Direktheit ihresgleichen sucht und auch vor Dingen nicht halt macht, die sonst gerne verschwiegen werden. Klarheit, Wahrheit und Genauigkeit gehen ihm eben über alles.

Die geistige Regsamkeit und der Arbeitseifer unseres »Doktor-Vetters« lässt uns hoffen, daß wir von ihm noch viel über Franzfeld hören werden. Fast fertig ist seine Sammlung »Franzfeld wie es lebt und lebt«, ein Kompendium von Sprüchen, Szenen, Berichten über Originale usw. (z. B. »Gretl-Bas«), die demnächst veröffentlicht wird. Des weiteren sammelt Dr. Hild — neben seinem allgemeinen Hobby Briefmarken — alle erreichbaren Franzfelder Mundartsprichwörter und auch -schimpfwörter, um sie später ebenfalls zu veröffentlichen.

Mit dieser Arbeit ist Dr. Hild ein hervorragender Repräsentant der Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e. V., deren Ziele er ideal zu verwirklichen trachtet: Das Erinnern an Franzfeld und die Einsicht, was Franzfeld einmal war, so umfassend und wahrheitsgetreu festzuhalten, wie dies nur möglich ist. Damit wird aber auch ein nicht unwesentlicher Teil des Donauschwabentums festgehalten, wie es eben Franzfeld darstellt. So gesehen können wir Franzfelder Freunde unseres »Doktors-Vetter« zu den Glückwünschen für noch viele gesunde Jahre als Dank für seine verdienstvolle Tätigkeit nur die Feststellung treffen: Dr. Fritz Hild hat sich um Franzfeld und damit um die Donauschwaben verdient gemacht.

Wenn der Mensch sich etwas vornimmt,
so ist ihm mehr möglich, als er glaubt.

Pestalozzi

Dr. Andreas Röhm

Von Dipl. Ing. Walter Röhm

Andreas (Andres) Röhm wurde am 26. August 1905 als Bauernsohn in Franzfeld geboren.

Die Vorfahren aus männlicher Linie stammen aus Mittelstadt/Neckar, wo sich als letzter ein Hans Rehm, geb. 1626 urkundlich nachweisen läßt. Der ursprünglich mit »e« geschriebene Name, der auch später mit dem »ö« im schwäbischen Dialekt immer als »e« ausgesprochen wurde, kommt vom mittelhochdeutschen »reme« (=Webrahmen) und bedeutet somit »Weber«. Die Vorfahren aus den weiblichen Linien stammen nicht nur aus dem ehemaligen Herzogtum Württemberg, sondern auch aus der Markgrafschaft Baden-Durlach, der Kurpfalz und dem Elsaß.

Während in der neuen Heimat (Franzfeld) in den Familien seiner Vorfahren die bäuerlichen Berufe überwogen, gab es unter denen der alten Heimat Württemberg zu Beginn des 17. Jahrhunderts neben handwerklichen Berufen auch einen Jakob Ott, »Gerichtsverwandter« zu Bempflingen und einen Schultheißen Georg Knecht, so daß der nach vielen Generationen ergriffene Rechts- und Verwaltungsberuf gewisse Vorbilder in der Familiengeschichte hatte.

Die Volksschule besuchte der Andres in Franzfeld, das deutsche Gymnasium bis zu dessen Auflösung in Hatzfeld und dann in Werschetz, was ihn zwang, als Externist am 14. 3. 1927 am Bundes-Reformgymnasium im VIII. Wiener Gemeindebezirk die österreichische Reifeprüfung in der von ihm allein völlig beherrschten deutschen Sprache abzulegen. Vom 3. 5. 1927 bis zum 5. 11. 1932 studierte Andreas Röhm überwiegend in Innsbruck Rechts- und Staatswissenschaften, legte die erforderlichen Staatsprüfungen ab und promovierte zum Doktor der Rechtswissenschaften (Dr. jur.).

Die Referendarzeit in Pantschowa wurde durch eine Strafversetzung ins serbische Waljewo unterbrochen, wo man ihm Gelegenheit geben wollte, die serbische Staatssprache besser zu lernen. Der Anlaß war eine in deutsch geführte Unterhaltung mit dem Arzt während einer Exhumierung, also einer Amtshandlung.

Bei Kriegsausbruch Ostern 1941 stand er mit anderen auf einer Liste und wurde von der jugoslawischen Militärbehörde als Geisel genommen. Nach dem Ende des deutschen Feldzuges in Jugoslawien ging er nach einer vorübergehenden Tätigkeit als Landrat des Heimatlandkreises Pantschowa nach Betschkerek, wo er vorübergehend Geschäftsführer im Amt für Handel, Industrie und Gewerbe der Deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien war, um schließlich vom 1. 9. 1941 bis zur Räumung des Banats von deutschen Truppen am 30. 9. 1944 Leiter des Amtes für Rechtsfragen (Rechtsamt) der Deutschen Volksgruppe zu sein. Gleichzeitig betrieb er eine Anwaltspraxis.

Wegen einer Mittelfußoperation in der Jugend nicht wehrtauglich, kümmerte er sich als einer der wenigen noch verbliebenen Männer bis zum Einmarsch der Russen um den Abtransport von Flüchtlingen im Bahnhof Betschkerek. Er begleitete als Transportleiter erfolgreich einen Flüchtlingszug durch das vor dem Fronten-



Dr. Andreas Röhm

wechsel stehende, kriegsverbündete Ungarn nach Wien und blieb bis zum Kriegsende bei der Betreuung und Registrierung der Flüchtlinge aus dem Donauraum in Oberösterreich.

Seit Juni 1946 war Dr. Andreas Röhm wieder in der Heimat seiner Vorfahren, zunächst bis Ende 1948 in Wiesloch/Baden, wo er eine eigene Anwaltspraxis betrieb und gleichzeitig auf einer von ihm maßgeblich mitbegründeten Liste zum Stadtrat gewählt, die Interessen der »Neubürger« vertrat.

Ab 1949 war er beim Hilfskomitee der Evang. Kirche aus Jugoslawien in Karlsruhe tätig und betrieb wieder eine Anwaltspraxis. In Karlsruhe gehörte er zu den Gründern der Landsmannschaft der Jugoslawiendeutschen, später der Donauschwaben und diente dieser Landsmannschaft in Nordbaden viele Jahre lang als Obmann.

1954 wurde er Sozialgerichtsrat in Mannheim, ging dann später zum Versorgungsamt Freiburg, wo er im August 1970 als Oberregierungsrat in den Ruhestand trat.

Von der Krankheit gezeichnet, zog er in die Nähe der Kinder nach München, wo er am 17. 4. 1972 an den Folgen eines Lungenemphysems verstarb.

Zwei Leitfäden durchzogen das Leben von Dr. Andreas Röhm. Der eine war der unerschütterliche Glaube an das Recht, der zweite die Liebe und Verbundenheit zu seiner Herkunft. Beides war in der Zeit, die sein Leben umspannte, nicht so leicht, wie es uns heute in der rechtsstaatlichen Bundesrepublik Deutschland gemacht wird.

Das Streben nach Wohlstand war nie das Primäre, insoweit war er kein sprichwörtlicher Schwabe. Sein Engagement für die Landsleute zeigte er in Zeiten der Not, bei der Organisation der Flucht und bei der Eingliederung im Nachkriegsdeutschland. Von späteren »Berufsflüchtlingen« hielt er sich immer fern. Als Realist war ihm klar, daß die Sehnsucht nach der Heimat nur ein schmerzendes Loch in der Seele sein kann. Die Zukunft der Franzfelder liegt wie ihre Gegenwart und Vergangenheit in Süddeutschland.

Das Franzfelder Heimatbuch

Von Josef Koch, Königsbach

Es berichtet
von Arbeit und Streben,
Tod und Leben,
Ort und Land,
Haus und Hof;
nun allen bekannt.
Zeigt Vergangenheit
und Gegenwart,
von wo gekommen
zu welcher Zeit.

Mühevoll Daten erstellt:
Wie zerstreut in aller Welt,
die einen tot,
verhungert, erschossen,
die anderen ohne Not
und noch unverdrossen
lebt die Vergangenheit.

Das lebendige Buch
zeigt auch von Segen und Fluch,
unvergeßliche Tradition
auch für die neue Generation
muß es lebendig werden,
denn nur hier gibt es noch
ein Franzfeld auf Erden.

Geiselnahme in Franzfeld im April 1941

Von Johann Schindler

Kurz vor Ausbruch des Krieges auf dem Balkan, als der Einmarsch der deutschen Truppen in Jugoslawien vorauszusehen war, wurden auch in Franzfeld – wie in vielen anderen deutschen Gemeinden Jugoslawiens – unten angeführte Personen als Geisel verhaftet und im Gemeindehaus in Franzfeld inhaftiert.

Man hat ihnen vorgehalten, sie seien Staatsfeinde, weil sie sich für das Deutschstum eingesetzt hatten und im völkischen und kulturellen Bereich tätig waren.

In Franzfeld wurden verhaftet: Johann Gebhardt, Kaufmann; Jakob Margandler, Eisenhändler; Jakob Rödler sen., Landwirt und Dr. Andreas Röhm, Rechtsanwalt. Michael Lieb und Johann Schindler wurden in ihrer Mühle in Kowatschitzia von der jugoslawischen Gendarmerie festgenommen und nach Franzfeld gebracht, wo sie im Gemeindearrest eingesperrt wurden.

Die noch auf der sogenannten »Schwarzen Liste« angeführten Personen Franz Besinger, Kaufmann; Josef Lapp, Rechtsanwalt; Matthias Müller, Mühlenbesitzer und Jakob Rödler jun., ehemaliger Bürgermeister von Franzfeld, konnten sich der Verhaftung entziehen, indem sie sich rechtzeitig bei Verwandten versteckt hatten. Den Frauen und Familienangehörigen der Versteckten wurde gedroht, sie einzusperren, falls sie die Gesuchten nicht sofort melden, wenn diese bei ihren Familien auftauchen sollten.

Zu den Verhaftungen und dem weiteren Verlauf der Geiselnahme kann ich über mich selbst und meinen Schwager Michael Lieb aus der Erinnerung noch folgendes berichten: Am Montag, den 7. April 1941, kam morgens die jugoslawische Gendarmerie in die Mühle in Kowatschitzia mit dem Auftrag, uns zu verhaften. Man machte uns den Vorwurf, daß die Mühle still stehe, also nicht im Betrieb sei, was als Sabotage aufgefaßt wurde. Unsere Frauen sagten, daß wir nach Franzfeld gefahren seien und noch nicht zurückgekehrt wären. Die Gendarmen drohten, unsere Frauen und unsere deutschen Angestellten zu verhaften, wenn wir uns nicht bald melden würden.

Wir meldeten uns sodann telefonisch bei der Gendarmerie und teilten mit, daß wir von Franzfeld zurück seien und daß die Mühle wieder mahle. Dieser unser Entschluß war natürlich falsch, wir wollten aber unseren Frauen weitere Verfolgungen und Drangsalierungen ersparen.

Nach zehn Minuten waren die Gendarmen wieder da, um uns zu verhaften. Sie ließen uns noch von unseren Frauen Abschied nehmen und dann ging es mit dem Auto in Richtung Franzfeld.

In Franzfeld mußten wir vor dem Gemeindehaus aussteigen und wurden im Notärz Zimmer dem damaligen Vize-Notär übergeben.

Bei unserer Ankunft vor dem Gemeindehaus standen einige Leute herum. Auch Pfarrer Hein sahen wir von der Kirche her herüberkommen. Wir durften jedoch mit niemandem reden.

Der Vize-Notär war sehr aufgeregt. Er sagte: »Ihr seid als Geisel verhaftet. Falls in Franzfeld jemand einen Aufstand wagt, oder wenn sonst etwas passiert, werdet

ihr standrechtlich erschossen.!« Dann fügte er noch hinzu, indem er mit der Hand auf die Wände zeigte: »Wir werden siegen, so wahr die Wände hier weiß sind!«

Anschließend wurden wir in den Arrestraum (»Speckkämmerli«) eingesperrt. Darin befand sich noch Jakob Margrandner. Im Richterzimmer waren Jakob Rödler sen. und Johann Gebhardt.

Einige Militärposten zogen mit aufgepflanzten Gewehren auf und mußten uns bewachen. Die Posten waren ältere Reservisten aus den umliegenden serbischen Gemeinden. Sie verhielten sich uns gegenüber anständig.

Die Tage und Nächte, die wir dort verbrachten, schienen uns unendlich lang. Angehörige und Verwandte durften uns Essen bringen. Bei dieser Gelegenheit hat uns Käthe Margrandner, Tochter von Jakob Margrandner, Zettel mit Fronberichten, die im Brot oder Kuchen versteckt waren, hereingeschmuggelt. Auch mein Bruder Friedrich brachte uns in dieser Form eine tröstliche Nachricht: Die Männer, die sich um Adam Schuster gruppierten, wollten verhindern, daß wir als Geisel nach Pantschowa überführt werden. Sie überwachten die Straße nach Pantschowa. Sie waren bereit, uns nötigenfalls mit Gewalt zu befreien.

Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt am 11. April 1941 gegen Mitternacht, kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen. Etwa um 23.00 Uhr vernahmen wir im Hofe Wagengerassel und das Einspannen von Pferden. Der Vize-Notär und der Militärreferent setzten sich mit den Gemeindehengsten im Federwagen ab. Es wurde uns später berichtet, daß die beiden zunächst in Richtung Jabuka fuhren und dann die Zrepajer Straße in Richtung Pantschowa einbogen. Das Benützen der direkten Straße nach Pantschowa schien ihnen wahrscheinlich zu gefährlich. Das Pferdegespann samt Wagen ließen sie in Pantschowa stehen, wo es danach abgeholt wurde.

Als der Wagen aus dem Hof fuhr, riefen wir dem Posten durch's Fenster zu, er möge uns doch endlich aufschließen und herauslassen. Dieser war ganz verzweifelt und sagte, er könne dies nur in dem Falle tun, wenn wir ihm versprechen, daß wir da bleiben bis die Wachposten abgezogen sind. Er schloß die Türe auf und wir waren frei.

Welch ein Gefühl frei zu sein! Ich riß die Ratsaaltür auf und ging hinein. Da lagen auf Stroh etwa 15 Wachsoldaten, alles Reservisten in Uniform. Sie waren furchtbar erschrocken und kreideweiß im Gesicht. Als ich ihnen sagte, daß ihnen nichts passieren würde, beruhigten sie sich wieder. Sie versuchten uns zu bewegen, nochmals zurück ins Arrestzimmer zu gehen, da sie noch auf einen diesbezüglichen Befehl warten müssen. Mein Schwager Lieb und ich zögerten aber nicht lange. Wir rannten über den Gemeindehof, durch einige Gärten, überwanden Mauern und Zäune, bis wir bei der Familie Elise Popp anlangten. Frau Popp war für die Frauenschaft in Franzfeld an vorderster Stelle tätig.

Im Zimmer der Familie Popp waren noch einige Personen versammelt. Wir saßen im Dunkeln bis es hell wurde und sprachen über viele Dinge, die uns noch bevorstanden. Draußen hörten wir die abziehenden Wachsoldaten.

Als es hell wurde, gingen wir alle nach Hause.

Schon am frühen Vormittag fuhren deutsche Truppen durch den Ort in Richtung Pantschowa. Nun waren wir endgültig in Sicherheit.

Jahrgang 1930

Von Josef Koch

Der Geburtsjahrgang 1930 war zahlenmäßig sehr stark. Mit ca. 72 Mädchen und ca. 92 Buben war er wahrscheinlich der stärkste Franzfelder Jahrgang. Es muß also ein »fruchtbare« Jahr gewesen sein.

Außer unseren Nachbarskindern, die wir schon von klein auf kannten, hatten wir zu den übrigen Altersgenossen unseren ersten Kontakt in der »Spielschule«. Unsere Spiele waren: Knöpfles, Pinek, Räuber und Gendarm, Baumwechseles, Klassehopfils und viele andere.

Doch ab der ersten Klasse wurde das Leben ernst. Die Klassen waren nach Mädchen und Buben getrennt. Wir Buben hatten den Lehrer Mathes. Er war ein kleiner und nicht besonders strenger Lehrer. Seine Strenge zeigte sich nur dann, wenn er die Brille hochschob und nachhaltig fragte: »Wer hat denn da Pü gemacht?« Es meldete sich aber nie einer. Dann befahl er, die Fenster für kurze Zeit zu öffnen. Dies gab uns gleichzeitig die Möglichkeit einmal hinauszuschauen, denn die Fenster waren »blind«, damit wir beim Lernen nicht abgelenkt wurden.

Die Sitzordnung war so geregelt, daß die Kleinsten in der ersten Bank saßen. Entspannung hatten wir auf jeden Fall, wenn wir dem Lehrer Mathes bei seiner Briefmarkensammlung helfen durften, indem wir Briefmarken wuschen und sortierten.

In der zweiten Klasse waren wir nur noch ca. 70 Buben. Lehrer Hüttl wirkte auf uns sehr autoritär kraft seiner korpulenten Erscheinung, seiner weißen Haare und seines Oberlippenbartes. Doch wir sind mit ihm schon zurecht gekommen.

Anders war es dann in der dritten Klasse beim Lehrer Klein. Er war ein junger, dynamischer Lehrer, der nicht über seine Brille schauen mußte, um uns Respekt einzuflößen. Nein, er schritt gelegentlich mit seinen Rohrstiefeln über die Schulbänke einher, so daß diese quietschten und knarrten. Seine drohenden Worte hallten durch das Klassenzimmer und gipfelten in den Ausruf: »Wenn ich Dich mit meinen 90 kg zertrete! Bei solchem Geschehen fiel uns das Herz in die Hosen und wir konnten kaum noch den Griffel halten.

Lehrer Klein wußte von unserer Angst und bediente sich ihrer daher oft. Eines Morgens stellte er die drohende Frage: »Wer hat schon in aller Früh die Klosets verschmiert?« Ein Raunen ging durch die Klasse. »Ich war es nicht, bin doch erst gekommen«, sagte einer zum anderen. Jeder wollte von seinem Nachbar die Bestätigung über seine Unschuld einholen. Nach »Bangen und Hoffen« mußten wir uns unsere Klosets ansehen. Wir gingen hinaus, doch die uns vorgeworfene Missetat konnten wir nicht feststellen. Nun war die Angst weg. Lehrer Klein lachte uns aus, denn er hatte uns in den April geschickt.

Aber die ernsten Stunden hatten überwogen. So hatte zum Beispiel ein Schüler, der seine Hausaufgaben nicht gemacht hatte, seinen Hosenboden mit einem Kissen vor dem spanischen Rohr schützen wollen. Schon nach den ersten Schlägen merkte der Lehrer, daß diese so gedämpft ausfielen. Die Hose mußte daher runter. Das Kissen fiel zu Boden und nun begann erst recht die Strafe.

Auch in der vierten Klasse hatten wir den Lehrer Klein. Doch da war es nicht mehr so schlimm, denn inzwischen war Franzfeld und das ganze Banat von deutschen Truppen besetzt, so daß Lehrer Klein zur »Prinz-Eugen-Division« bald einrücken mußte. Er wurde nun von seiner Frau vertreten. Endlich konnten wir aufatmen. Doch dies währte nicht allzulange. Wir hatten uns schon an das »zügellose Leben« gewöhnt und machten jeden Morgen einen fürchterlichen Krach. Das Geschrei wurde jedoch an einem Morgen von einer lauten, heftig warnenden Stimme unterbrochen. »Der Lehrer kommt«, hieß es. Er war im Urlaub und kam deshalb selbst zum Unterricht. Nun wollte er wissen, wer aus vollem Hals geschrien hatte »der Lehrer (und nicht der Herr Lehrer) kommt«. Doch keiner hatte sich gemeldet. Der Lehrer verhängte deswegen aber keine Strafe. Daß wir in der vierten Klasse nur noch wenig serbisch lernen mußten, war für uns eine große Erleichterung.

In der fünften Klasse hatten wir nun für eine kurze Zeit den Lehrer Vollmannshauser. Er war ein sportlicher Typ, 23 Jahre alt. Er pflegte keine althergebrachte Strenge und machte in den Pausen bei Schneeballschlachten mit. Wenn dabei eine Fensterscheibe zu Bruch ging, so wurde keine Strafe verhängt. Der Schütze mußte eben auf seine Kosten das Fenster zum Glaser bringen.

Noch in der fünften Klasse kam für uns eine Wende: Zum einen hatten wir nun mit den Mädchen zusammen Unterricht und zum anderen bekamen wir eine schöne, brünette Lehrerin, das Fräulein Else Mayer. Dies war für die Buben eine echte Wohltat, denn nun gab es kein spanisches Rohr mehr. Wir konnten für unsere Mädchen schwärmen und sogar unermüdlich Briefe schreiben.

Übrigens war auch die Klasse nicht mehr so stark, weil einige nach der vierten Klasse aufs Gymnasium nach Pantschowa wechselten.

In der sechsten Klasse betreute uns Lehrer Scheuermann. Im Klassenzimmer saßen auf der rechten Seite die Buben und auf der linken die Mädchen. Die Stärke des Lehrers Scheuermann war unter anderem die Singstunde. Vielleicht deshalb, weil die Mädchen das Lied »Drei Lilien, drei Lilien« so schön singen konnten. In der Pause war es uns immer vergönnt mit unseren Mädchen Völkerball zu spielen. Die »Jause« blieb liegen, dafür gingen wir verschwitzt ins Klassenzimmer zurück.

Die sechste Klasse war für einige unseres Jahrgangs das letzte Schuljahr. Die anderen Mitschüler besuchten die PDH (Private Deutsche Haupschule), die ihre Klassenräume in der ehemaligen »Nazarenerversammlung« hatte. Hier war ein sehr großer Hof, der alle Sportarten zuließ, wie zum Beispiel Weitsprung, Hochsprung, Reckturnen, Schlagball und auch das Völkerballspiel. Überhaupt stand der Unterricht und der Sport unter dem Einfluß der Erziehungsziele des damaligen Deutschen Reiches. Es gab für die Jungen und Mädchen fast jeden Sonntag Dienst in der »DJ« (Deutsche Jugend). In den Räumen der »Spielschule« (Kindergarten) wurde das Trommeln und Fanfarenblasen geübt. So war für uns die Jugendzeit voll aus gefüllt mit Sport, Spiel, Schule, Ausflügen und der Mithilfe auf dem elterlichen Hof.

Das Jahr 1944 wurde auch für uns zum Schicksalsjahr. Der große, schöne Schulhof mußte aus Sicherheitsgründen mit Schützengräben versehen werden, um

bei eventuellen Bombenangriffen den PDH-Schülern Schutz zu bieten. Der Krieg begann seinen Schatten auch auf unsere Heimat zu werfen.

Das Lernen bei Frau Käthe Scheuermann, Karl Dinger und Lehrer Güntisch machte unter diesen Umständen nicht mehr viel Spaß. Des öfteren war zu erfahren, daß die Partisanen in den Kukuruzfeldern auftauchten und mal hier und mal dort einen Deutschen verschleppten oder ermordeten. Da Franzfeld rein deutsch war, blieben wir von diesen Dingen verschont. Verschont blieben wir aber nicht von ständigen Nachrichten, daß wieder ein Vater, Bruder oder Onkel in Rußland oder Serbien gefallen war.

So nahte der Spätsommer und der Herbst des Jahres 1944. Trostlos wie der einsetzende Herbstregen war auch die Stimmung in ganz Franzfeld. Flüchtlinge zogen durchs Dorf. Bei uns im Hause wurde nur noch vom Flüchten gesprochen. Einige Franzfelder konnten sich vor den nahenden Russen und Partisanen noch rechtzeitig in Sicherheit bringen. Sie flogen vom Franzfelder Flugplatz mit den zweimotorigen Transportflugzeugen (Ju 52) der Deutschen ab. Dies geschah auch noch, als der Feind vom »Waldbuckel« her am Mittwoch, den 4. Oktober 1944 um 6 Uhr früh einmarschierte und auf die Flugzeuge schoß. Das Ende von Franzfeld war damit besiegelt.

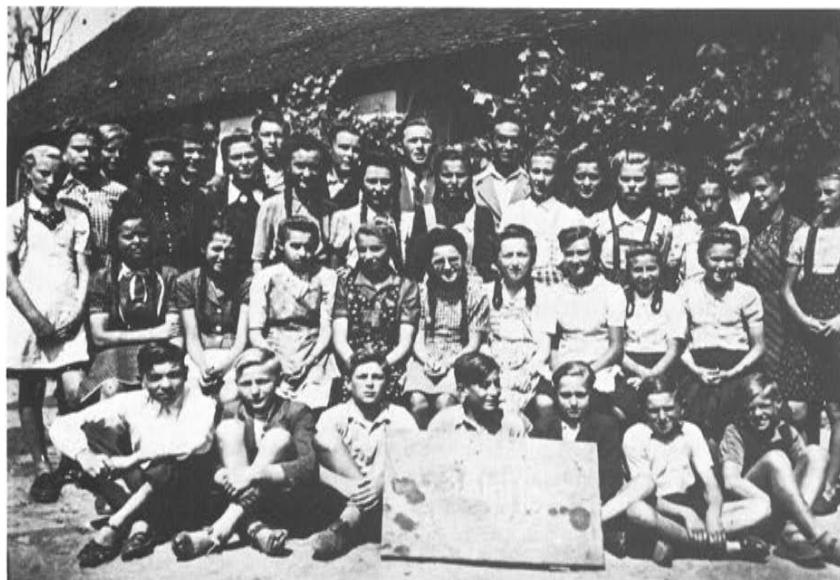
Die Vergangenheit hatten wir bald vergessen, weil uns täglich nur die Angst und das Ungewisse beherrschte. Plünderungen und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung. Wir 14jährigen »Männer« mußten mit Pferd und Wagen Fahrten für die neuen Machthaber durchführen: In Pantschowa fuhren wir Stroh in die Partisanenkasernen, wir mußten Munition transportieren und den Partisanenfamilien beim Umzug in ihre »neuen« Häuser helfen. Diese Fahrten mußten wir bei Regen und Schnee, sogar nachts durchführen, gleichgültig ob es nach Mramorak, Belgrad oder Debelsjatscha ging. Die Mutter saß dann nachts am Fenster und konnte es kaum erwarten, bis das »Büble« wieder zuhause war. Wenn ein Fuhrwerk um die Ecke einbiegend vorfuhr, dann saß auf dem Wagen ein kleiner Kutscher, der naß zusammengekauert und müde in eine Decke gehüllt war.

So vergingen die Monate bis zur Jahreswende 1944. Es zeigte sich, daß der »dreißiger« Jahrgang nicht nur ein zahlenmäßig starker war, sondern daß er auch unter einem Glücksstern stand, denn die Angehörigen dieses Jahrgangs wurden nicht nach Rußland verschleppt. Die Mädchen wurden ab dem 18. Lebensjahr verschleppt.

Nun waren wir bereits 15 Jahre alt und fast die einzigen Männer in Franzfeld. Doch ab dem 26. April 1945 wurden wir versklavt, ahnungslos aus den Häusern gejagt und in ein Lager im Ort zusammengetrieben. Im Lager wurden ca. 10 bis 12 Arbeitsgruppen gebildet. Jede Gruppe hatte ca. 10 Fuhrwerke mit jeweils einem Kutscher. Wir »Männer« stellten den Kutscher und waren für Pferd und Wagen verantwortlich. Die Mädchen und Frauen, die uns als Hilfskräfte zugeteilt wurden, waren mit uns für die Feldarbeiten zuständig. Jeder von uns »Männern« glaubte, er hätte das schönste Mädchen zugewiesen bekommen, denn schließlich gab es auch viele schöne Mädchen in Franzfeld.



Knaben der 1. Klasse (Geburtsjahrgang 1907) mit Lehrer Julius Szabo im Schuljahr 1914/15.



Dritte Klasse Hauptschule Franzfeld mit den Lehrern Hans Vollmannshauser und Karl Dinger im Schuljahr 1943/44.

Wir Kutscher mußten abends nicht ins Lager zurück. Unser Heim war der Pferdestall. Die tägliche Erbsensuppe mit »Einlage« konnte uns nach der schweren Feldarbeit nicht sättigen. Unser ganzes Streben galt von nun an nicht mehr dem Gehorsam den »Übergeordneten« gegenüber, sondern nur noch der Befriedigung des Hungers. Zunächst erzählte jeder, wie gut seine Mutter zu kochen verstand. Es war zu hören von Mohnnuedeln, gefülltem Paprika, Bratwurst, Paprikasch und dergleichen. Damit wurden die Augen immer größer und der Magen immer hungriger. Wir begannen nun zu planen, mit was wir unseren Hunger stillen könnten. Danach setzten wir manchen Plan in die Tat um. Da wir die Lebensmittel in den Häusern noch als unser Eigentum betrachteten, begannen wir zu »organisieren«: Kartoffeln, Mehl, Hühner und ab und zu auch ein gutes Spanferkel. Doch das Letztere blieb uns schwer im Magen liegen, weil deswegen zwei Schulkameraden zur Strafe mit einer Stalltür auf dem Rücken durch die Straßen von Franzfeld gehen mußten und wie befohlen zu rufen hatten: »Das Essen war zwar gut, aber die Strafe wird immer bitter sein!«

Beim Ackern auf dem Felde haben wir es so gehalten: Während einer zwei Pflüge betreute, nahmen zwei andere einen Sack und gingen über die Felder nach Neudorf um dort etwas Essen zu betteln. Die einen jagten uns mit Schimpfworten vom Hof und die anderen gaben uns vielleicht aus Angst nichts. Aber — Gott sei Dank! — es hatte unter den Rumänen auch Leute, die uns gerne mit Speck und Brot versorgten. Am Abend wurden wir mit großer Freude des Sackinhalts wegen erwartet. Wir teilten untereinander das Erbettelte und konnten uns dann wieder einmal satt essen.

Der Winter war für uns allerdings schlimm. Ohne Rücksicht darauf, ob es regnete oder schneite, mußten wir aufs Feld fahren, um von dort Kukuruzlaub oder Stroh zu holen. Durchnäßt und frierend, manchmal auch mutlos und niedergeschlagen, kehrten wir nach »Hause« zurück. Unsere nassen Kleider trockneten wir auf den Pferderücken. Die daheimgebliebenen Kameraden sorgten für eine warme Suppe. Die Not bringt ja bekanntlich die Menschen einander näher. So handelten letztlich alle nach dem Wahlspruch: Einer für alle und alle für einen.

Wir mußten ohne Unterlaß im Lager unseren Frondienst leisten und immer mehr Mazedonier kamen und zogen in unsere elterlichen Häuser ein. Haus und Hof eines Schwaben war der Lohn der Sieger. Teilweise mußten wir diese Leute noch mit Pferd und Wagen vom Bahnhof in »ihr neues Heim« fahren.

Nach und nach wurden die Arbeitsgruppen aufgelöst und unsere Pferde und Wagen wurden den neuen Hausbesitzern zugeteilt. Die in den Bergen aufgewachsenen Menschen sollten also des Schwaben mühevoll aufgebaute Existenz fortführen. Doch bald erkannten wir unsere einstigen Pferde nicht mehr. In den Höfen wucherte das Gras und darauf tummelte sich jeweils eine große Kinderschar der Neukolonisten. Nachdem wir die Fuhrwerke an die »Neuen« abgegeben hatten, mußten auch wir Kutscher in das Lager zurückgehen. Das bißchen Freiheit war damit für uns dahin.

Zu Beginn des Jahres 1947 wurden wir nach und nach »weiterverwendet«. Die einen wurden den Großbauern nach Zrepaja verkauft, die anderen den staatlichen Kolchosen (Pusta, Salasch) zugeteilt. Andere wieder verfrachtete man mit Transportzügen nach Rumänien oder in die Vernichtungslager Gakowa und Rudolfsgnad. Die absolut schlimmsten Wege führten in die Kohlengruben und zum Militärdienst. Zum letzteren muß folgendes bemerkt werden: Vor zwei Jahren trug der Vater noch die Uniform der Prinz-Eugen-Division und nun mußte der Sohn die Uniform des ehemaligen Feindes anziehen. Welche Gedanken mögen wohl diese jungen schwäbischen Soldaten bewegt haben? Trug der eine oder andre Ausbilder möglicherweise Mitschuld am Tode des Vaters oder Bruders?

Die Verknechtung hatte uns alle müde gemacht, wir wollten weg und heraus in die Freiheit. Die Lagerbewachung und die Kontrollen an den Grenzen wurden gelockert. Dies bewog uns dann schließlich nach Österreich oder Deutschland zu flüchten. Denn da war doch schon des einen oder des anderen Vater nach der Kriegsgefangenschaft ansässig geworden. So hatte also die Flucht etwa ab Frühsommer 1947 eingesetzt. Leider konnten manche erst Anfang der 50er Jahre die Freiheit erlangen.

Nach den nun verflossenen 37 Jahren konnten alle ihre neue, feste Heimat finden und sich eine Existenz aufbauen. Die meisten leben im süddeutschen Raum, manche im Ausland, zum Teil auch in Übersee.

Doch eines darf sich der »dreißiger« Jahrgang zugute halten: Unsere Regsamkeit brachte uns schon dreimal zu freudigen Jahrgangstreffen zusammen, bei welchen einmal die stattliche Zahl von 60 »Dreißigern« (mit Ehegatten 110) gezählt wurde.

Das nächste Jahrgangstreffen im Frühjahr 1985 ist in Aussicht genommen und wird bereits vorbereitet.

Der Vergangenheit Zier
ist in der Gegenwart hier
stets lebendiges Bild;
getragen von wankendem Gemüt
doch unerlässlich gewillt,
daß sie auch treu in der Zukunft erblüht!

Als jugendlicher Zivilgefangener im Lager Subotica und im Kohlenbergwerk Ravna Reka (1947–1954)

Von Adam Mohr

Vorbemerkung

Bekanntlich wurde am 26. April 1945 die gesamte deutsche Bevölkerung von Franzfeld (es waren dies vorwiegend Frauen, Kinder und ältere Männer) in ein Zwangsarbeitslager im Ort zusammengetrieben und interniert. Auch ich befand mich als Jugendlicher mit meinen Familienangehörigen darunter. Als dann die Jungen und Mädchen, die einige Zeit als Kutscher eingesetzt waren, diese Tätigkeit den Neukolonisten aus Mazedonien übergeben mußten, hat man uns samt der noch arbeitsfähigen Franzfelder Bevölkerung zur weiteren Zwangsarbeit im Lande verteilt.

Im April 1947 kam ich mit meinen Familienangehörigen vom Internierungslager Franzfeld in das Lager Subotica. Im Transport befanden sich auch die Familien Rehmann, Dehm, Ruppenthal und Held. Wir waren dort vier Schulkameraden: Jakob Rehmann, Adam Dehm, Konrad Held und ich. Von Konrad Held weiß ich nicht, wo er geblieben ist.

Als wir in Subotica ankamen, hörten wir, daß man von dort aus flüchten könne. Man sagte uns, daß es sogenannte Führer gäbe, die die Leute über die Grenze nach Ungarn geleiten. Es kostete aber pro Person 800 Dinar. Nun wurde überlegt, was zu tun sei. Geld hatten wir ja keines, deshalb wurden etliche Kleidungsstücke und andere Wertsachen (wir sahen sie jedenfalls als solche an) im Lager zum Verkauf angeboten. Es gab dort Leute, die Verbindung nach draußen hatten und denen es gelang, die Sachen an den Mann zu bringen. Wie das vor sich ging, weiß ich bis heute nicht. Als wir das Geld schließlich beisammen hatten, erfuhren wir, daß die Partisanenlagerwachen dem Waren- und Menschenhandel ein Ende gesetzt hatten. Nun standen wir da mit leeren Händen und hatten fast nichts mehr anzuziehen. Denjenigen, die das Geld schon vorher zusammen gebracht hatten, gelang es glücklicherweise zu fliehen.

Unser Glück war, daß die Bauern aus der Umgebung ins Lager kamen, um Leute anzuwerben, die Feldarbeit verrichten sollten. Dort bekam man wenigstens etwas zu essen und die notwendige Kleidung. Für diejenigen, die im Lager bleiben mußten, war das Leben sehr schwer. Mein Bruder war damals 13 Jahre alt. Er stieg heimlich über die Lagermauer und ging in die Stadt betteln. Er bekam auf solche Weise ein wenig Geld und Lebensmittel zusammen. Die Unterkunft im Lager war schrecklich. Wanzen und Läuse gab es in Hülle und Fülle. Wenn man abends das Licht ausmachte, prasselten die Wanzen von der Decke herab wie Regentropfen.

Eines Tages ging ein großes Geschrei durchs Lager. Wir mußten antreten und uns in Reih und Glied aufstellen. Alle Männer zwischen 17 und 60 Jahren mußten vortreten. Sie wurden sodann einwaggoniert und von Werbern nach Neu-Belgrad gebracht. Dort mußten sie am Bau arbeiten. Auch ich befand mich darunter. Im

Keller der Neubauten hatten wir unsere Schlafstellen. Wenn es regnete, sickerte das Wasser durch.

An einem Sonntag wurde betoniert. Je zwei Mann mußten eine Ladung Beton, die aus zehn großen Schaufeln bestand, in den sechsten Stock tragen. So ging es den ganzen Tag. Jedes Paar hatte eine Nummer und wurde beim Vorbeigehen von den Zählmännern registriert. Blieb einmal ein Paar aus, wurde das Essen gestrichen. Ich sagte: »Hier müssen wir weg!«

Eines Nachts packten wir unsere sieben Sachen und flohen in einem günstigen Moment. Wir warteten, bis der Partisan um die Ecke bog. Dann stiegen wir rasch aus dem Kellerfenster und rannten zur nächsten Bahnstation. Wir waren fünf Mann. Am Bahnhof angekommen, erkundigten wir uns, wann der nächste Zug nach Subotica fährt. Als der Zug kam, stiegen wir ohne Geld und Fahrkarten ein. Wir fuhren ohne erwischt zu werden über Neusatz nach Subotica.

Im Lager angekommen, empfing uns der Kommandant mit Schimpfen und Fluchen. Weil wir die Arbeit verlassen hatten, sollten wir zur Abschreckung der anderen aufgehängt werden. An einer Turnstange machten sie fünf Stricke fest. Wir wurden in den Bunker gebracht und mußten warten. Am Abend kam der Kommandant, schloß den Bunker auf und ließ uns laufen. Wir Jungen hatten eigentlich die Drohung des Lagerkommandanten nicht ernst genommen, obwohl die Partisanen imstande waren alles zu tun. Besonders durch die Mithilfe der deutschen Helfershelfer, die oft schlimmer waren als die Partisanen selbst, wurde viel Unheil angerichtet. Ich durfte jetzt nicht mehr aus dem Lager heraus. Die anderen hatten Glück und konnten fliehen.

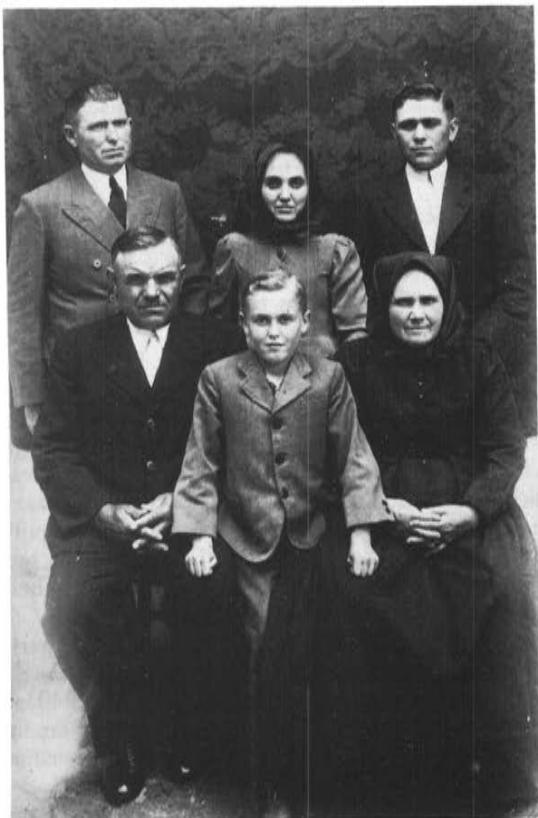
Als dann die Transporte ins Kohlenbergwerk abgingen, hatte ich zweimal Glück, weil ich mich hinter einer Mauer verstecken konnte. Beim drittenmal hat es dann auch mich erwischt. Um Mitternacht wurde der Transport zusammengestellt. Da gab es kein Entrinnen mehr. Wir wurden registriert und sollten im Dezember abtransportiert werden.

Dann kam ein großes Unglück über uns. Der Typhus brach aus. Es wurde eine Lagersperre verhängt, es gab nichts mehr zu essen und die Läuse und Wanzen vermehrten sich immer mehr. Im Lager starben mehr als 100 Menschen. Täglich fuhr der blechbeschlagene Wagen vor, um die Toten abzuholen. Das ging so 14 Tage lang. Die Leute fielen einfach um und waren tot. Schließlich wurde es der Stadtverwaltung aber doch zu gefährlich. Man hatte Angst vor der Ansteckung. Das Lager erhielt einige Autoladungen Läusepulver. Es gab Schläuche mit Läusepulversprüzen, womit alles eingepulvert wurde. Ein Dampfkessel wurde herbeigeschafft, um die verlausten Kleidungsstücke darin zu dämpfen, denn die Läuse fraßen die alten und kranken Leute bereits schon an.

Als der Typhus gebannt war, ging auch unser Transport ins Kohlenbergwerk Ravna Reka ab. Die anderen kamen ins Pantschowaer Ried, denn das Lager wurde aufgelöst. Meine Familienangehörigen und ich waren von 1948 bis März 1949 im Kohlenbergwerk. Danach sind wir zu dritt abgehauen und fanden in Alt-Betsche (Stari Bečej) auf einem Staatsgut durch meinen Onkel bei der Familie Ehresmann Unterschlupf, bis wir legal angemeldet waren. Die Suche nach uns lief auf Hochtouren. Die »Udba« (Geheimdienst) hat uns auch gefunden, aber dank eines alten

Partisanenkämpfers — er hatte einen Fuß im Krieg verloren und trug das Abzeichen »Borac prve godine 1941« (Kämpfer des ersten Jahres 1941) — der sich für uns einsetzte, geschah uns nichts. Wenn er nicht gewesen wäre, würden wir wahrscheinlich heute nicht mehr leben.

Von diesem Staatsgut aus wurde ich eingezogen und mußte noch zwei volle Jahre beim jugoslawischen Militär aktiv dienen. Ein Jahr lang war ich der einzige Deutsche in zwei Divisionen. Es wurde mir nie etwas Übles angetan. Ich brachte es sogar bis zum Unteroffizier, obwohl bekannt war, daß ich nach Deutschland ausreisen wollte. Im Jahre 1954 war es dann soweit. Meine Familienangehörigen und ich konnten ausreisen. Wir fanden in Balingen, wo auch meine Verwandten leben, eine zweite Heimat.



Familie Jakob Baumann (Zimmermann) und Schwiegersohn Josef Wittmann mit Frau und Sohn (1937)

Rudolfsgnader Lagerlied

In den Rudolfsgnader Mauern, sieht es für uns traurig aus,
denn der Tod hält seine Ernte fast in jedem Lagerhaus.
Oftmals fragten sich die Leute: »Nimmt unser Unglück nie ein End,
in das man uns hinein gestoßen, weil wir deutsche Menschen sind?«

Frauen, Greise und die Kinder frieren, hungern und sind krank,
um das Ziel noch zu erreichen, hat man uns hierher verbannt.
Unsere Nahrung ist nur Maismehl, ohne Salz und ohne Brot.
Müssen wir noch lange leben, bis uns holt Gevatter Tod?

Es kommt ein Vogel oft geflogen, gar schaurig tönt es durch die Nacht:
Komm mit, komm mit, ruft er sich Beute,
bis täglich er die Zahl voll hat.
Dies kann uns nicht mehr erschüttern, erlöset sind wir von der Pein.
Der dem Ruf da Folge leistet, kehrt zum ewigen Frieden ein.

Und ihr Freunde in der Ferne, hört und prägt es fest euch ein
was es hat für uns geheißen, ein treuer deutscher Mensch zu sein.
Die Männer hat man uns erschossen, gepeinigt sie zum Tode auch.
Fraun und Kinderlein sind verhungert, weil man keine Deutsche brauch.

Ist mal wieder Fried auf Erden und wir dann am Friedhof stehn,
werden wir mit unseren Helden auf euch Lieben niedersehn.
Leise werden wir umschweben die heimatliche Ruhestatt,
wenn man uns auch hat begraben, in weiter Ferne Rudolfsgnad.

Susann

Freut euch der schönen Erde,
denn sie ist wohl wert der Freud,
o was hat für Herrlichkeiten
unser Gott da ausgestreut.
Wenn am Schemel seiner Füße
und am Thron schon solch ein Schein,
o was muß an seinem Herzen
erst für Glanz und Wonne sein.

Phillipp Spitta

Mito und der Misthaufen

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Matthias Merkle

Einst gingen beim Adamvetter in Franzfeld drei Knaben zugleich in die Lehre. Zwei stammten aus Franzfeld, der dritte aus Neudorf. Sie waren gute Freunde, besonders Mito, der Dörfler, und Joschi, der Franzfelder. Andreas, der dritte im Bunde, hielt sich zwischen beiden. Er war beiden zugetan, aber zu einer tiefen Freundschaft kam es nie. Mito war oft als Gast in Joschis Haus. Joschis Eltern bewirten ihn, als wäre er ihr eigener Sohn und Mito war dafür immer dankbar. Auch später, als er sich in Neudorf verheiratet hatte, träumte er nur von jenem schönen Eckhaus in Franzfeld, das inzwischen das Haus seines Freundes Joschi geworden war.

Wenn die Sehnsucht nach diesem Hause übermächtig wurde, und das geschah mehrmals im Jahre, verließ Mito Neudorf und besuchte seinen Freund Joschi. Dieser freute sich stets über die Anhänglichkeit Mitos und erzählte dies immer auch dem dritten »Lehrling«, Andreas, der noch beim Adamvetter, dem Meister, arbeitete. Aus dem kleinen Betrieb des Adamveters war nämlich mittlerweile eine Fabrik geworden, in der mehr als 100 Arbeiter schafften und täglich brauchte er mehr. Darum sagte auch Joschi eines Tages zu Mito, als dieser wieder seine »Krankheit nach Franzfeld«, hatte: »Möchtest Du, Mito, nicht wieder zu uns nach Franzfeld kommen? Der Adamvetter braucht Arbeiter und Du könntest, bis Du eine Wohnung hast, bei mir im Eckhaus wohnen.«

Dieses Angebot, das Joschi mitten im Frieden gemacht hatte, hätte er nie aussprechen dürfen, denn es wurde die Quelle für Mitos Seelenqual. Schon auf dem Heimweg nach Neudorf begann Mito zu sinieren. Wenn es nach ihm allein ginge, hätte er das Angebot sofort angenommen. Aber er mußte auch an sein Weib und an seine Kinder denken. Schon öfters hatte er zu seinem Weibe von Franzfeld gesprochen und jedesmal unterbrach ihn Maria, seine Angetraute, und schrie ihn an: »Meinst Du, Mito, ich gehe nach Franzfeld und verlasse meine Verwandten und Neudorf? Nie wird dies geschehen!« Freilich, sinierte Mito, hier in Neudorf brauche ich nicht soviel zu arbeiten wie in Franzfeld. Dort heißt es immer: Arbeiten und dann leben. Hier gilt es umgekehrt: Leben und dann arbeiten. Das merkt man schon beim Betreten des Dorfes. Wenn Mito den Weg von Neudorf nach Franzfeld einschlug, beschleunigte er stets seine Schritte, denn er konnte es kaum erwarten, dorthin zu kommen.

Ging er wieder heim nach Neudorf, verlangsamte er seine Schritte, denn alles in ihm widerstrebte dem heimatlichen Dorfe. Sobald er die ungepflegten Straßen, die verfallenen Mauern und die verwahrlosten Häuser sah, tauchte in ihm das saubere Franzfeld mit seinen gepflegten Alleen, bepflanzten breiten Straßen, weißgetünchten Häusern und den fleißigen Menschen auf. Er, der mehrere Jahre dort gelebt hatte, konnte sich nie mehr — jedenfalls geistig — von Franzfeld trennen. Es war als hätte Franzfeld sein besseres Ich in Beslag genommen, denn obwohl er eine gute Ehe führte und auch viele Freunde in Neudorf hatte, fühlte er sich dort nie mehr wohl.

Tag und Nacht ließ ihm Franzfeld keine Ruhe. Seit dem Angebot, dort wieder zu leben, erst recht nicht mehr. Er sann ununterbrochen darüber nach. Fand er heute einen Gedanken, verwarf er ihn morgen, grübelte übermorgen von neuem, um dann wieder zum ersten Gedanken zurückzukehren. Immer mehr kristallisierte sich eine einzige klare Idee bei ihm heraus: Ich muß in Joschis Haus wohnen, denn nur dann werde ich endlich meinen Frieden wiederfinden! Dieser Gedanke kam ihm, als Maria, sein Weib, einmal beiläufig sagte: »Das Haus gefällt mir. Wenn ich ein solches hätte, würde ich auch in Franzfeld wohnen«. Diese Worte ließen Mito Herz höher schlagen und nisteten sich ein. Dieser Gedanke hatte, wie ein Polyp, seine Fangarme um sein Herz geschlungen und war nie mehr von dort zu entfernen. Vorläufig schlummerte er aber noch.

Jahre vergingen. Der Krieg brach aus. Er brachte unerhörte Siege und unerhörte Niederlagen für beide Seiten. Jeder Mensch, mit welcher Seite er auch sympathisierte, bangte um seine Zukunft. Auch Mito und Joschi. Zunächst schien es so, als ob Joschis Seite den Sieger stellen würde. Wenn in dieser Zeit Mito auf Besuch kam, dann tröstete ihn Joschi stets und sagte: »Mito, hab' keine Angst. Du bist mein Freund. Ich beschütze Dich und Deine Familie. Droht Dir eine Gefahr, dann verständige mich. Noch in derselben Stunde werde ich zu Dir eilen, um Dir zu helfen«.

Mito war dafür dankbar. Und er konnte die damalige schwere Zeit auch in Freuden überleben, denn ganz Neudorf wußte, Mito hat einen Beschützer. Viele beneideten ihn darum und dachten: »Wenn nur auch ich einen solchen Beschützer hätte.«

Plötzlich bekam Mitos Seite die Oberhand. So wie der Schrei nach Varus' Legionen nicht nur den römischen Staat erzittern ließ und bis zur heutigen Zeit nachklingt, so wird auch der Schrei nach den Divisionen der siebten Armee nie mehr aus unseren Ohren weichen. Mit diesem Schrei stieg Mitos Ansehen. Auch er versäumte nicht, seinem Freund Joschi zu versichern: »Fürchte Dich nicht, Joschi, Du bist mein Freund. In der Gefahr werde ich Dich und das Haus beschützen.«

Eines Tages war die Gefahr da — für Joschi natürlich. Franzfeld sollte evakuiert werden. Viele wollten fort, andere wiederum sagten: »Wir haben nichts Böses getan und so bleiben wir.« Auch Joschi entschied sich, eingedenk des Versprechens seines Freundes Mito, fürs Bleiben. Darüber entstand ein Streit mit seiner Frau und seinen Töchtern. Sie waren für das Fortgehen, denn sie ahnten, daß Unheil über alle kommen würde, die daheimblieben. Die letzten Tage waren, was sonst selten in der Familie vorkam, sehr gespannt. Anscheinend war sich Joschi seiner Sache nicht mehr ganz sicher, denn als der Feind in Sichtnähe von Franzfeld kam, trieb Joschi seine Frau und seine Töchter an, umgehend Franzfeld zu verlassen. Er begleitete sie bis zum Flugplatz und sorgte dafür, daß sie, die noch nie ein Flugzeug von innen sahen, ihr Leben mit diesem ersten Flug retteten. »Wenn alles vorüber ist«, waren die letzten Worte Joschis, »werdet Ihr zurückkehren. Bis dahin hält Mito, mein Freund, mit mir Ordnung im Hause.«

Und Mito hielt sein Wort. Er kam noch in der gleichen, dunklen und verregneten Nacht mit den ersten Partisanen ins Dorf. Vor Freude umarmte Joschi seinen Freund und sagte: »Mito, Du bist wirklich ein wahrer Freund. Was Du versprochen hast, das hälst Du auch. Komm, das wollen wir feiern.«

Bis Mitternacht aßen und tranken sie wie wahre Freunde. Plötzlich zog Mito ein Papier aus der Tasche heraus und sagte: »Joschi, mein Freund, unterschreibe dies. Ich brauche es, um Dich besser schützen zu können.« Joschi sagte Ja und griff zum Bleistift. Als er aber das Papier durchgelesen hatte, wurde er nüchtern. »Mito, mein Freund, hast Du Dich nicht geirrt? Ich bin doch der Hausbesitzer! Das ist doch mein Haus! Du weißt es doch noch. Denke doch zurück, als wir Lehrlinge waren, hast Du doch immer gesagt: Deine Eltern haben ein schönes Haus. So eins will ich auch mal haben!« Aber dies hätte Joschi nicht sagen dürfen. Doch nun war es bereits zu spät.

In derselben Nacht, als die Partisanen ins Haus eindringen wollten, verteidigte Mito, wie er es immer versprochen hatte, dieses standhaft und schrie: »Schert Euch weg! Das ist mein Haus!«

Schon am nächsten Tag wußte ganz Neudorf, daß Mito in Franzfeld ein Eckhaus erhalten hat. Viele beneideten ihn deswegen und meinten, man müßte, so wie Mito, einen Schwaben zum Freunde haben, dann wäre man heute auch Besitzer eines schönen großen Hauses und nicht der Eigentümer einer Hütte, die jeden Augenblick zusammenzubrechen droht.

Noch in derselben Woche zog Mitos Familie nach Franzfeld. Damit schien Mitos innigster Wunsch in Erfüllung zu gehen. Nun war er restlos glücklich. Seine Frau und seine Kinder waren stolz, ein solches Haus zu besitzen, und die Zeiten, da man in Franzfeld fleißig arbeiten mußte, waren für immer vorbei, denn die Schwaben, die bisherigen Eigentümer, wurden über Nacht Knechte und waren froh, wenn sie abends ihr Haupt niederlegen konnten. Sie hatten keine Zeit und auch keine Lust, nach ihrem Eigentum zu schauen. Mito wurde, als Kenner des Ortes, für die neuen Herren unentbehrlich. Er wurde die Persönlichkeit Franzfelds. Allerdings blieb er im Hintergrund.

Die Franzfelder bekamen ihn nur selten zu Gesicht. Sie hatten auch keinen Grund, an Mito zu denken, denn die Angst und die Reue, nicht mit den anderen geflüchtet zu sein, so lange es noch möglich gewesen war, beherrschte ihr Leben. Hinzu kam noch die Gefahr, die allen drohte: Jede Nacht wurden Männer und Frauen geholt, die nie mehr zurückkehrten! Man wußte zwar nicht, was mit ihnen geschah, aber man befürchtete das Schlimmste. Und darum bangte man vor jeder Nacht, die oft über das Schicksal einer Familie entschied. So lange diese Dunkelheit im Leben herrschte, fürchtete man sich sehr.

Als die Todes- und Schreckensnächte aufhörten und sich auch das grausame, leidgeprüfte Leben in seiner Art normalisierte, da begannen sich die Franzfelder, die noch am Leben geblieben waren, dem kummervollen Alltag zuzukehren. Sie hielten Bilanz und erschraken über die Verluste, die ihren Familien und dem Gemeinwesen zugefügt worden waren. Auch der Joschivetter wurde zu den Verlorenen gezählt. Dies aber wollte dem Andresvetter nicht in den Sinn. Er wußte doch, daß sich der Joschivetter stets damit rühmte, er habe auch für die Not bereits vorgesorgt. Mito hatte ihm doch versprochen, ihn zu beschützen. Früher hatte der Joschivetter den Andresvetter aufgefordert: »Sprich doch auch Du ein Wort mit Mito. Er wird auch Dich und Deine Familie gern beschützen.« Doch der Andresvetter traute Mito nie so ganz richtig, dessen Augen waren ihm zu unruhig, zu unstet.

Und wieder kam eine Leidensnacht: zwei Drittel der Franzfelder mußten in einer

Stunde ihr Haus verlassen. Die Vertreibung begann in Joschis Straße. Von dort aus wurden die fleißigen Schwaben, die einstmals reichen Bauern, in das kleinste Viertel des Dorfes zusammengepfercht. Nicht nur die Zimmer und Küchen, sondern auch die Schweine- und Pferdeställe wurden für lange Zeit die Schlafstätten der Franzfelder. Sie, die gewöhnt waren, weiträumig zu wohnen, mußten nun wie Tiere, Leib an Leib, hausen. Wo früher eine Familie lebte, wurden jetzt dreißig und mehr Familien hineingepreßt. Sie hatten kein Anrecht mehr aufs Leben. Sie durften nur noch vegetieren. Die Sklaverei feierte Auferstehung. Auch Roms Sklaven lebten in Pferchen. Die Franzfelder wurden deren Nachfolger. So wie die Römer ihre Sklaven nicht als Menschen, sondern nur als »Roboter« behandelten, so wurden auch die Franzfelder Schwaben nicht mehr zu den Menschen gezählt. Für die neuen Herren waren sie nur noch Arbeitstiere.

Der Andresvetter blieb als Fachmann auch weiter in der Fabrik tätig. Täglich mußte er schuften. Täglich zog er an Menschen vorbei, die ihn spöttisch ansahen, auch dann, wenn sie nicht lesen und schreiben konnten, wenn sie das Feuer in der Röhre des Herdes anzündeten und weil es dabei qualmte, die »dummen Schwaben« auslachten, den Herd auf den Misthaufen warfen und mitten durch die Decke ein Loch stießen und ein offenes Feuer in den einstigen Paradestuben anfachten. Denn dies kannten sie aus ihrer Heimat und sie wußten auch, was sich gehörte: Als Siegernmenschen wollten sie den »Sklaven« schon noch »Kultur« beibringen. Der Andresvetter schaute gar nicht mehr hin, wenn er an den neuen Herrenmenschen vorbeiging.

Eines Tages stutzte er. Die Gestalt, die vor ihm ging, war ihm doch bekannt... Der Gang glich dem des Mito, die Kleidung paßte nicht zu ihm, eher zu Joschi. Voller Freude rief er: »Mito, Mito! Ich bins, Andres. Kennst Du mich nicht mehr, Mito? Du, der Joschi und ich, wir haben doch beim Adamvetter gelernt!« — »Ich kenne Dich nicht!« lautete die barsche Antwort Mitos und er, der Angehörige des Siegervolkes, floh vor Andres, dem Sklavenmenschen. Andres war sprachlos. »Warum fliehst Du, Mito warum zuckten Deine Augen so eigenartig, als ich Joschi erwähnte?«, dachte er bei sich.

»Ich könnte schwören, daß es Mito war«, sagte der Andresvetter zu seiner Frau, »und doch war dieser Mensch, dieser Mito, ein ganz anderer, als ich ihn kenne. Irgendwie gezeichnet, schuldbeladen.« — »Wer weiß«, tröstete ihn seine Frau, »wer das war. Es gibt manche Geheimnisse, die uns umgeben. Du selber sagtest schon, daß es Dir unbegreiflich ist, daß zwar in allen Straßen die Misthaufen schon lange verschwunden sind, aber nicht jene in der Straße, in welcher Dein Freund Joschi wohnte. Dort starren sie (die Misthaufen) auf jeden, der vorübergeht. Es heißt, sie sollen dort ewig bleiben als Zeichen, wie unvernünftig und unhygienisch die Schwaben gelebt haben. Wer kann dies verstehen?«

Etliche Tage später trifft Andreas wieder den »Unbekannten« und diesmal beschleunigt er seine Schritte, denn er will mit diesem nichts mehr zu tun haben. Doch jetzt geht es umgekehrt: Der Sieger läuft dem Besiegten nach und ruft: »Andres, Andres, bleib doch stehen! Ich bins, der Mito!« — »Warum hast Du dich denn neulich verleugnet?« — »Ach, laß das. Sag, kannst Du noch Schweine schlachten? Wenn ja, komm dann zu mir und schlachte meine Sau.« — »Warum, Mito? Du

hast doch früher gerne selbst geschlachtet?!« — »Ja, das war früher. Seit einiger Zeit kann ich kein Blut mehr sehen. Versprich mir, daß Du kommst.« Das ist nicht mehr der alte Mito, denkt er bei sich. Diesen Mito bedrückt etwas.

Der Schlachttag kam heran. Mito und dessen Söhne begrüßten Andres wie früher. Sie waren alle guter Laune. Dazu trug auch der »Rakija« bei. Besonders oft griff Mito zur Flasche. Als das Brühwasser kochte, war es Zeit, die Sau zu stechen. Mito trieb sie aus dem Stall heraus und während die anderen dabei waren, sie zum Schlachtplatz zu dirigieren, verschwand Mito. So lange das Schwein schrie, so lange das Blut floß, blieb Mito unsichtbar. Er kam erst wieder zum Vorschein, als die Sau bereits in der großen Multer lag, schon abgebrüht war und nur noch eine weiße Haut hatte. Ähnlich sah auch das Gesicht Mitos aus. Andres meinte, er sei krank und deshalb fragte er ihn später, als sie allein waren: »Mito, bist Du krank? Du siehst so blaß aus.« — »Ach nein, Andres. Ich bin nicht krank, aber ich hab seit jenem Tage keine Ruhe mehr. Ich kann weder essen noch schlafen.« — »Welchen Tag meinst Du?« — »Ach komm laß uns trinken und vergessen«, antwortete Mito. Mehr brachte er nicht über seine Lippen. Andres spürte jedoch, daß ihm Mito noch mehr sagen wollte, daß ihm dazu aber die Kraft fehlte. Mito wich nicht von seiner Seite. Und weil Andres ihn auf andere Gedanken bringen wollte, fragte er: »Sag, Mito, warum steht der Misthaufen bei Dir noch immer? Joschi hatte ihn doch immer als einer der ersten weggeführt!« Mito wurde noch blasser und verschwand im Hause.

Von dort kam nach kurzer Zeit Maria, Mitos Frau, mit verweinten Augen heraus. »Was habt Ihr denn, Maria? Mito rennt ins Haus und Du kommst weinend heraus?!« — »Ach«, stöhnte das Weib und sprach weinend und mit trauriger Stimme »wir hätten nie nach Franzfeld kommen dürfen.« — »Warum nicht? Der Joschi würde sich doch noch am meisten über Euch freuen. Mito und Joschi waren stets die besten Freunde und ich glaube, daß Joschi, wenn er das Haus hergeben müßte, es am liebsten seinem Freunde, dem Mito, geben würde.« Nun weinte Maria noch heftiger und lief, sich mit den Händen den Kopf haltend, ins Haus. Dafür kam Mito heraus. Er hatte sich »gestärkt«. Die Schnapsflasche in der Hand, kam er auf Andres zu und bot ihm von diesem »Stärkungsmittel« an. »Laß das, Mito, Du weißt doch noch, daß ich bei der Arbeit nicht trinke. Wenn ich fertig bin, greife ich gerne zu«, antwortete dieser. — »Du hast es gut, Andres, ich aber muß.« — »Warum denn, Mito? Früher hast Du dies kaum getan!« — »Ja, früher, damals war auch alles anders. Sogar hier in Franzfeld. Auch in dieser Straße. Nie stand ein Misthaufen längere Zeit in einem Hof. Und jetzt bleiben sie hier jahrelang liegen.« — »Warum eigentlich, Mito? Wir Franzfelder fragen uns immer, warum gerade in dieser Straße, wer verlangt dies? Nach langer Überwindung sagte Mito in mehr flüsterndem Tone: »Ich.« — »Du Mito, warum gerade Du?« — »Weißt, Andres, das ist eine lange Geschichte. Als die Misthaufen aus den Höfen in Franzfeld weggeführt wurden, rief ich meine Nachbarn zusammen und schlug ihnen vor, diese in unseren Höfen zu belassen und sie als sichtbares Zeichen der »dreckigen Schwabas« zu behalten.« — »Pfui, wie abscheulich! Gerade Du, Mito, der Du von uns soviel angenommen hast, der Du wie ein Bruder von uns aufgenommen worden bist, Du denkst so von uns, die wir heute nicht einmal mehr zu den Menschen in diesem Staate zählen?!!«

— »Ha,ha,ha, reingelegt habe ich meine Landsleute damit!« Und Mito griff mit zittrigen Händen und aschfahlem Gesicht zu Rakiflasche und nahm daraus einen kräftigen Schluck. Er wollte weiterreden, doch war es nur noch ein Lallen. Man spürte, daß er nach Worten rang. Seine Augen nahmen das Unausgesprochene vorweg. Weil aber in diesem Augenblick mehrere Nachbarn aufkreuzten, blieb das Gespräch zwischen Andres und Mito unbeendet. Es wurde auch nie fortgesetzt.

Einige Tage später fand ein Nachbar unter seinem Misthaufen Schmuck, den die ehem. schwäbischen Hausbesitzer dort versteckt hatten. Dies verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Und plötzlich wurden alle Misthaufen abgetragen. Die Begeisterung stieg, denn unter so manchem entdeckte man große Werte. Allein Mito wollte seinen Misthaufen nicht abtragen und auch nicht abtragen lassen. Da erinnerten sich mehrere seiner Nachbarn, besonders jene, die nichts fanden, daß es Mito war, der sie damals aufforderte, die Misthaufen in ihren Höfen stehen zu lassen. Und deshalb meldeten sie es der Behörde und diese beschloß, Mitos Misthaufen öffentlich abzutragen.

Der ganze Hof war voller Leute. Je kleiner der Misthaufen wurde, desto größer wurde die Spannung, nicht nur bei Mito, sondern bei allen. Während des Abtragens stieß man plötzlich auf weiche Erde. Nach der Größe der weichen Fläche, so urteilten die Anwesenden, müsse hier ein ganz besonders großer Schatz verborgen sein. Viele rechneten im Geiste schon den Wert aus und beglückwünschten Mito. Man beschleunigte die Arbeit, weil jeder davon auch etwas abbekommen wollte. Ihre Gesichter strahlten bereits in Erwartung des Kommenden. Nur Mito wurde mit jedem Spatenstich fahler.

Plötzlich stockte die Arbeit. »Habt Ihr den Schatz gefunden?«, wollten einige wissen. »Nein«, sagten die Grabenden enttäuscht, »es ist nur ein Skelett mit einem Loch im Kopf und mit einem Bleistift in der rechten Hand.« Andere wandten sich zu Mito und meinten: »Du hast Pech, Mito, wir hätten Dir mehr gegönnt.« — »Ja«, antwortete dieser mit gebrochener Stimme, »aber dieses Skelett war einmal ein Mensch. Ich aber sehe nur noch den Toten...« Dann griff er zur Flasche, seufzte tief und machte einen langen Zug.

(Anmerkung: Dieser Beitrag ist erstmals in der Pfingstnummer 1970 der Wochenzeitung »Der Donauschwabe« erschienen.)

Trösten ist eine Kunst des Herzens.
Sie besteht darin, liebevoll zu schweigen
und schweigend mitzuleiden.

Muttr, d'Glocke leita!

Vum Doktrs-Vetter (Dr. Fritz Hild)

Für gewöhnlich läuteten die Glocken wie folgt:
Werktags im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 5 Uhr; da läutete nur eine Glocke.
Dies bedeutete für die Bauern gewissermaßen: »Aufstehen!«

Für in die »Margekirich« (Morgenkirche, Frühgottesdienst) läutete es werktags um 7 Uhr »das Erste«. Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr läutete es mit zwei Glocken »das Zweite«. Sodann begann der Frühgottesdienst, die »Margekirich«. Kurz danach läutete es das »Vaterunser«. Anschließend gab es noch den Segen und die »Margekirich« war in einer guten Viertelstunde beendet. In die »Margekirich« gingen Schüler und Schülerinnen der 5. und 6. Klasse. Dies zählte gewissermaßen zur Konfirmationsvorbereitung. Des weiteren waren noch einige alte Frauen und manchmal auch einige alte Männer anwesend.

Nach der »Margekirich« fanden manchmal Taufen statt, besonders Nottaufen, wenn man befürchtete, daß das Kind die nächsten Tage nicht überleben wird. Hatte manche Familie schon 5 bis 6 Kinder, so wollte dieselbe mit der »großen Taufe« nach dem Sonntagsgottesdienst und dem anschließenden Festessen kein Aufsehen erregen. Daher wurden in solchen Fällen die Kinder »nach der Margekirich« getauft.

Frauen, die ein Kind geboren hatten und in einem »christlichen Haushalt« lebten, führte der erste Weg »uf d'Gaß« (auf die Straße) in die Kirche. Man nannte dies »Ausgehn«. Nach Beendigung des Gottesdienstes begab sich die Frau nach vorn zum Altar und stellte sich neben den Taufstein. Der Pfarrer kam vom Altar die Stufen herab und fragte, ob das Kind am Leben oder tot sei. Dementsprechend erbat er Gottes Hilfe und den Segen für das Neugeborene, im anderen Falle spendete er der Frau Trost.

Heiratete ein Witmann oder eine Witfrau, so fand keine »große Hochzich« statt. Solche Ehepaare ließen sich in aller Stille nach der »Margekirich« trauen. Das Vorhaben wurde niemanden bekanntgegeben, man versuchte es geheim zu halten, denn man schämte sich gewissermaßen. Der Mann und die Frau gingen getrennt auf verschiedenen Wegen zur Kirche. Erst dort traf man sich. Wenn aber ein solches Ereignis doch »durchsickerte« und die »großi Buwa« davon »Wind bekamen«, dann schossen sie hinter einigen Gassentoren, an welchen die beiden vorbeikamen, »Ehrensalven« ab. Dies geschah mit Jagdgewehren, Pistolen oder gar mit Böllern.

Der Böller war ein alter Amboß, der ein eingeborhtes Loch haben mußte. In das Loch wurde Schießpulver getan und die Öffnung sodann mit Zeitungspapier verschlossen. Gezündet wurde der Böller mit einem brennenden Span, den man vorher an einer langen Latte befestigt hatte. Wer den Böller betätigte, der mußte vorsichtshalber hinter einer Hausecke in Deckung gehen. Der Böller wurde daher »um die Ecke« gezündet. War das Papier nämlich zu fest hineingestopft, so konnte es passieren, daß der ganze Böller in die Luft ging, und die herumfliegenden Eisen-teile böse Verletzungen verursachten wie im Kriege.



Kindstaufe im Hause Josef Gerwich (1939).

Die »Schießerei« bereitete den Brautläuten durchaus keine Freude, denn sie empfanden diese »Ehrensalven« nicht als Ehrenbezeugung. Sie ärgerten sich darüber und fühlten sich »gefrotzelt« oder »gefoppt«.

Mittags um 12 Uhr läutete es »Mittag«. Da hatten aber alle Leute schon gegessen und das Eßgeschirr war abgewaschen. Weniger bekannt dürfte die Tatsache sein, daß das Mittagläuten nach dem Sieg der Christen über die Türken bei Belgrad im Jahre 1456 im christlichen Abendland eingeführt wurde.

Wenn es Nacht wurde, im Winter früher, im Sommer später, da läutete es »Bettlock« (Gebetglocke). Da ließ jedes Kind das interessanteste Spiel stehen und ging schnurstracks nach Hause. Mir sind noch Fälle bekannt, wo die Kinder alles liegen und stehen ließen, auf die Erde niederknieten und beteten. Nach dem »Bettlockläuten« konnten auch Trauungen vorgenommen werden. Diese Gelegenheit benutzten Witwer und Witwen sowie solche Brautleute, die ihre Heirat nicht bekanntgeben wollten.

Abends um 9 Uhr läutete es nochmals. Falls sich jemand »am Hutter« (in der Gemarkung) verirrt hatte, sollte ihm das Läuten die Richtung weisen, um nach Hause zu finden.

Wenn man im Winter »uf dr Visit« (auf Besuch) war und das »Neini leite« vernommen wurde, so empfand jeder dies als Zeichen für den Aufbruch. »Ach Gott, 's leit jo schun neini, jetz isch awr hechschi Zeit, daß mr ham gehn«, hieß es dann.

Dies waren die Tageszeiten, an welchen werktags geläutet wurde. Am Samstag wurde keine »Margekirch« abgehalten, es läutete daher um diese Zeit auch nicht.

Zum Sonntagsgottesdienst läutete es um 9 Uhr mit der kleinen Glocke »das Erste«, um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr mit zwei Glocken »das Zweite« und um 10 Uhr mit allen drei Glocken »zamme« (zusammen). Kurz vor 11 Uhr läutete es das »Vaterunser«.

Ältere Leute gingen jeden Sonntag zum Gottesdienst. In großen Bauernhäusern gingen die Großeltern stets zur Kirche, von der jüngeren Familie ging wenigstens eine Person, und zwar der Hausherr, die Hausfrau, der Sohn, die Tochter oder die Magd. Wenn der Sohn, die Tochter oder die Magd zur Kirche ging, dann fragte die Hausfrau vor dem Mittagessen den betreffenden Kirchgänger welches Evangelium verlesen wurde und welchen Inhalt die Predigt hatte.

Am Sonntagnachmittag läutete es ebenso wie am Sonntagvormittag, nämlich um 1 Uhr, $\frac{1}{2}$ 1 Uhr und 2 Uhr. Bei diesem Nachmittagsgottesdienst wurde gegen 3 Uhr das »Vaterunser« geläutet. Ab Ostern bis Schulschluß fand an Stelle des Sonntagnachmittagsgottesdienstes die »Kinderlehr« (Christenlehre, Kindergottesdienst) statt. Die Teilnahme an diesem Gottesdienst war freiwillig, die Konfirmanden mußten ihm aber beiwohnen.

Nach dem kurzen Gottesdienst begab sich der Pfarrer in den Mittelgang zwischen die Kirchbankreihen. Auf einer Seite saßen die Knaben, auf der anderen die Mädchen. Bis zur vierten Klasse mußte man jeweils einen Gesangbuchvers auswendig lernen, die fünfte und sechste Klasse lernte das Evangelium. Man wurde der Reihe nach vom Pfarrer »ausgefragt«. Jedes Kind sagte einen Teil des Gesangbuchverses oder des Evangeliums auf. So ging es fortlaufend weiter. Damit es keinen Durcheinander gab, saßen die kleineren Kinder, die den Gesangbuchvers aufsagten, vorne und die größeren, die das Evangelium hersagten, hinten. Nach der Konfirmation sollten die Konfirmanden noch drei Jahre die »Kinderlehr« besuchen. Im ersten Jahre taten sie es fast immer, im zweiten nur hie und da und im dritten fast gar nicht mehr.

Wurde außer den bisher genannten Zeiten geläutet, so kam oft ein Kind ange rannt mit dem Ruf: »Muttr, d'Glocke leita!« Die Mutter dachte in solchen Fällen dann nach, weswegen wohl die Glocken läuteten: zu einer Hochzeit oder zu einem Begräbnis? Hochzeiten fanden gewöhnlich vormittags statt, Begräbnisse hingegen nachmittags. Wenn die Glocken ein Begräbnis ankündigten, dann hatte dies jedes Haus ja schon am Vortag von der »Leichtsägerin« erfahren.

Zum Begräbnis läutete es um 1 Uhr »das Erste«, um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr mit zwei Glocken »das Zweite« und um 2 Uhr mit allen drei Glocken »hinaus«. Nach kurzer Andacht auf dem Friedhof und nach dem Hinablassen des Sarges läutete es »her ein«. Dies jedoch nur, wenn der Verstorbene schon konfirmiert war. Für den Toten fand anschließend in der Kirche die »Leichtepredig« (Gedächtnisgottesdienst) statt. Nach der »Leichtepredig« läutete es noch das »Vaterunser«, der Pfarrer spendete danach den Segen und damit war auch diese Feierstunde beendet.

Anschließend ging alles nach Hause, einen Leichenschmauß kannte man nicht. Waren auswärtige Verwandte zum Begräbnis gekommen, so wurden diese bei der Verwandtschaft untergebracht und bewirtet. Somit mußten sie sich nicht »mit leerem Magen« auf die Heimreise begeben.

Am Sonntagnachmittag fand auch stets die »Leichtepredig« für einen im Kriege gefallenen Soldaten statt.

Bei Hochzeiten läutete es auch »das Erste« mit einer Glocke, »das Zweite« mit zwei Glocken und »in die Kirich« mit drei Glocken. Nach der vollzogenen Trauung läutete es noch das »Vaterunser«.

Ganz furchtbar war es, wenn es »Sturm« läutete. Dieses Läuten geschah mit der großen Glocke, wenn irgendwo Feuer ausgebrochen war. Um die Richtung des entstandenen Feuers näher zu bezeichnen, wurde geschossen oder mit dem Horn geblasen, und zwar für das erste Viertel einmal, für das zweite zweimal, für das dritte dreimal und für das vierte Viertel viermal. Die Glocke läutete in diesem Falle nicht Schlag auf Schlag, sondern Glockenschlag — Pause — Glockenschlag. Besonders nachts hörte sich dies ganz schauerlich an.

Auf solches Sturmläuten rannten die Leute im Eiltempo zur Feuerstelle. Die Männer trugen eine Gabel in der Hand, mit welcher sie das Stroh und das Heu zu retten versuchten, die Frauen und Mädchen aber Blecheimer. Letztere bildeten an der Feuerstelle eine Kette und reichten die mit Wasser gefüllten Eimer von Hand zu Hand, von den benachbarten Brunnen bis zur Feuerwehrspritze weiter. Oft waren die Hofbrunnen und Regenwasserbrunnen der ganzen Nachbarschaft ausgeschöpft und leer. Das Wasser wurde auch mit Fässern herbeigeführt.

Gaffer und Zuschauer sah man nicht gerne an der Brandstelle. Daß man in solchen Notfällen Hilfe leistete, fand jeder als selbstverständlich.

Mit den Nachbarsleuten lebte man stets im guten Einvernehmen. Die Nachbarsleute von links und rechts wurden zur »Metzelsupp«, zur Hochzeit und zur Taufe geladen. Es hieß: »Wenn's brennt, so isch dr Nochbr der erschi, welcher das Feuer bemerk't und löschen kommt.«

Für Nazarener läuteten die Glocken nicht, weder zur Hochzeit (sie ließen sich nur standesamtlich trauen) noch zum Begräbnis. Sie wünschten dies nicht!

Die Glocken von Franzfeld läuteten nicht mehr! Sie läuteten nur noch in unseren Gedanken und Erinnerungen.

Den Kirchturm hat man abgetragen. Wohin die Glocken wohl gekommen sind? Darüber wird man uns kaum Auskunft geben. Für ein »christliches Geläute« werden sie höchstwahrscheinlich nicht mehr verwendet. Die Kirche wurde lange Zeit als Kohlenlager benutzt und ist jetzt ein Kino!

Komm doch

Komm doch, schreck nicht zurück
Komm doch, bring mir das Glück
Komm doch, und bleib bei mir
Komm doch - ich gehör nur Dir.

Jakob Henke



Konfirmandinnen (Geburtsjahrgang 1914) mit Pfarrer Julius Mernyi im Jahre 1927.



Konfirmanden (Geburtsjahrgang 1925) mit Pfarrer Franz Hein und Religionslehrer Josef Poglitsch im Jahre 1938.



Mädchengruppe des »Entschiedenen Christentum« (E. C.) um 1933.



Pietistische Gemeinschaft »Entschiedenes Christentum« (E. C.) bei einer Jahreskonferenz (1937).



Hochzeit des Brautpaars Matthias Frey und Juliane Morgenstern (1935).



Hochzeit des Brautpaars Adam Scheuermann und Elise Ruppenthal mit Ladmädchen, Ladbuben und Beiständen (1938).



Freimusik im Wirtshaus von Karl Müller (um 1925).



Theatergruppe des Arbeitervereins (Anfang der dreißiger Jahre).

Eine Auswanderung süddeutscher evang. Bauern nach Franzfeld in die deutsch-banatische Grenze (Ungarn) vor 130 Jahren

Von Ph. Weymann

Ungünstige, drückende Zeitverhältnisse und Notstände in der Heimat haben zu allen Zeiten besonders auch viele Deutsche veranlaßt, sich nach einem anderen Lande und Wohnort, nach einer neuen Heimat umzusehen und dahin auszuwandern, wo sie glaubten und hofften, bessere Daseinsbedingungen vorzufinden oder sich zu verschaffen. Sie wurden in ihrem Entschlusse vielleicht noch bestärkt durch glänzende und lockende Verprechungen, die man ihnen machte, durch die goldenen Berge, die man ihnen in der Ferne zeigte. Wir erleben es ja z. Zt. wieder, wo viele unserer Volksgenossen aus bekannten Gründen ihr Vaterland verlassen. Ein Auswandererstrom geht wieder nach Amerika (Dollarika), in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Sie sind der guten Zuversicht, dort ihr entbehrtes Lebensglück zu finden. Auch jetzt fehlt es nicht an großen Verheißungen, die jeden Zweifel an dem künftigen Wohlstand beseitigen sollen. Werden sich alle diese Zusagen erfüllen? Wie viele bittere Enttäuschungen sind schon eingetreten! Hin und wieder lesen wir von solch verfehlten, verunglückten Auswanderungen. Und hält nicht die Scham oder die Mittellosigkeit manchen von der Heimkehr zurück?

Daß aber der Anreiz, Haus und Hof und Heimat zu verlassen, nicht immer auf Täuschung oder überspannten Erwartungen beruhte, sondern sich gründete auf reifliche Überlegung und vertrauenerweckende Anerbietungen, davon gibt uns die Geschichte deutscher Kolonisationen in neuerer Zeit in der alten und neuen Welt viele und schöne Beispiele: In den Auswanderungen nach Südrußland, Ungarn, Rumänen, Amerika und anderwärts. Und wir erinnern uns ihrer umso lieber, wenn wir wahrnehmen, wie die Kolonisten mitten in fremder Umgebung ihr Deutschtum, deutsche Sprache, deutsche Sitten und Gebräuche nicht verleugnet, sondern treu bewahrt haben. Ein solch erfreuliches Beispiel bietet auch die Auswanderung süddeutscher Bauern und Handwerker aus dem Herzogtum Württemberg, der *Markgrafschaft Baden-Durlach* und insbesondere auch aus dem jetzigen *Amtsbezirk Karlsruhe*. Sie geschah gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Die österreichische Regierung erließ damals einen Aufruf an deutsche Reichsangehörige zur Besiedelung der deutsch-banatischen Militärgrenze. Die Errichtung der Militärgrenze, von der die deutsch-banatische nur einen Teil bildete, war schon älter, sie umfaßte ein schmales Gebiet zwischen Ungarn und der Türkei und bestand aus Teilen von Kroatien, Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen, die in ihrer Vereinigung eine Schutzwehr sein sollten gegen die damals noch türkischen Provinzen. Ihre Einwohner hießen »Grenzer«. Sie standen unter einer streng militärischen Verfassung und hatten die Aufgabe, die Einfälle der Türken durch fortwährende Wachsamkeit soviel als möglich zu verhindern. (Diese militärische Verfassung



Setzen eines Ziegelbrennofens bei den sogenannten Ziegellochern (um 1937).

wurde vielfach im Laufe der Zeit abgeändert, besonders durch das Grenzgrundgesetz von Franz I. 1807. Im Jahre 1872 wurden die 14 Grenzregimenter aufgelöst und das 1868 eingeführte Wehrgesetz trat auch für die Militärgrenze in Kraft. Ebenso erfolgte 1872 die Einverleibung der banatischen Militärgrenze in das ungarische Mutterland und die »Grenzer« gelangten in den Genuß der Freiheiten und Rechte mit den anderen Staatsbürgern.)

Ackerbau, Handel und Gewerbe waren am Ende des 18. Jahrhunderts noch unentwickelt und in vielen Ländern herrschte noch die Leibeigenschaft. Der wiederholte Aufruf zur Einwanderung nach Ungarn enthielt günstige Bedingungen und ehrliche Versprechungen. Kein Wunder, wenn in jener Zeit, die zudem auch durch die Französische Revolution so unruhig geworden war, diese Einladung williges Gehör fand. Auch in Süddeutschland entschlossen sich viele Familien, auszuwandern. Sie verkauften ihre Habseligkeiten und unterzogen sich bei dem Mangel von Verkehrsmitteln einer mühsamen und beschwerlichen Reise. Dort in jenem Grenzgebiet sollte ihnen zugewiesen werden, was sie suchten und bedurften: Haus und Feld und alles, was zum Betrieb der Landwirtschaft erforderlich ist. Ein freudiges Gefühl der Hoffnung mochte ihnen über die vielen Schwierigkeiten der Wanderung hinweghelfen. Vor allem der Gedanke: Bisher ein armer Bauer, Taglöhner oder Handwerker und dazu noch Leibeigener, und nun Haus- und Feldbesitzer und dazu noch frei! Die Ausgewanderten sind nicht getäuscht worden. Sie zogen einer besseren Zukunft, sie zogen dem Glück ihrer Kinder und Kindeskinder entgegen.

Durch die langen Türkenkriege fand an der Militärgrenze eine starke Entvölkerung statt. Viele Familien wurden von den Türken als Kriegsgefangene verschleppt und viele andere sind ausgewandert. Weites und fruchtbare Ackerland lag brach (ungefähr 265000 Joch, ein Joch = 57,5 Ar). Es genügte zur Besiedelung von 100000 Menschen. Dieser Zustand veranlaßte die weitblickende Kaiserin Maria Theresia und den Kaiser Joseph II., für eine Neubesiedelung besorgt zu sein. Zu diesem Zweck wurde ein Ansiedlungspatent erlassen und in den deutschen Reichslanden bekannt gemacht. Es kam vor allem darauf an, *deutsche* Ansiedler zu gewinnen, von deren Fleiß und Charakter Joseph II. überzeugt war. Der Aufruf verfehlte seinen Zweck nicht. In kurzen Zeiträumen erfolgte die Zuwanderung in einer so großen Zahl, daß nicht alle in den schon bestehenden, aber durch die Flucht der Einwohner leer gewordenen und wieder aufgebauten Dörfern untergebracht werden konnten. Darum gab Kaiser Leopold II. 1790 den Auftrag, daß zur Unterbringung der Einwanderer *neue* Dörfer auf Kosten der Regierung gebaut werden sollen. Der gesamte Grundkomplex, auf dem die neuen Dörfer zur Aufnahme der Ansiedler zu erbauen waren, wurde in Hauptparzellen geteilt. Auf eine dieser Parzellen wurde das Dorf erbaut (100 Häuser), in dem eben die *süddeutschen Auswanderer*, alle Evangelische A. B., Unterkunft fanden. Es war regelmäßig, in gleich große Häuserquadrate eingeteilt, die durch breite Gassen getrennt waren und erhielt im Juli 1791 den Namen *Franzfeld*. 1792 war der Häuserbau vollendet. Der zugemessene Grund und Boden umfaßte 4680 Joch, Raum für 112 Häuser oder Bauplätze. Jedes Haus enthielt ein Wohnzimmer mit zwei Fenstern, eine Kammer mit einem Fenster und war aus Riegelwänden erstellt. Dazu kam noch ein Stallgebäude. Im ganzen wurde jedes Ansiedlungshaus mit 374 fl. Baukosten belastet und dem Besitzer zum Rückersatz vorgeschrieben. Jede Familie erhielt 24 Joch Acker, 10 Joch Wiesen, 1 Joch Garten, 1 Joch Wald, 8 Joch Hutweide. Wald und Hutweide waren zur gemeinsamen Nutznutzung überwiesen. Außerdem, was zum Betrieb der Landwirtschaft nötig war: 2 Zugpferde (80 fl.), 1 Kuh (20 fl.), 1 Wagen (40 fl.), Geschirr, Pflug, Hacken u. a., dazu Samen und Nahrungsfrüchte im damaligen Wertanschlage und zum seinerzeitigen Rückersatz an das Aerar. Die Grundstücke wurden bei einer zehnjährigen Steuerfreiheit in das eigentliche Nutzungsrecht überwiesen.

So hat die österreichische Regierung in treuer Erfüllung ihrer Zusagen einen guten Grund gelegt und die Gemeinde hat in zäher Ausdauer, in Fleiß und Sparsamkeit darauf weitergebaut und sich zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet. Sie hat den Schritt ihrer Väter nicht zu bereuen gehabt. Sie wuchs an Zahl und Wohlhabenheit. Durch weitere Zuwanderung von Deutschen und durch eigene Vermehrung hob sich die Einwohnerzahl nach 100 Jahren auf 3814 Seelen, trotzdem manche Familie in die neugegründete Gemeinde Franz-Josef-Feld abgewandert war. Eine Inschrift zierte das dortige Rathaus und ehrt zugleich die Gemeinde, indem sie deren Aufwärtsentwicklung in kurzen Worten zum Ausdruck bringt:

»Fleiß, Redlichkeit und Glaube
erhoben uns vom Staube.«



Familie Adam Supper auf dem »Talga«. Daneben stehen Nachbarsleute (1935).

Die Gemeinde widmete sich, begünstigt durch ihre Lage, mit großer Vorliebe der einträglichen Viehzucht, besonders der Aufzucht von Pferden und Rindvieh. Bei einer 1892 stattgehabten Zählung waren vorhanden: 1298 Pferde und Fohlen, 1977 Kühe und Kälber, 2017 Schweine und 1172 Schafe. Dieser hohe Stand des Viehs begünstigte natürlich auch die Rentabilität der Landwirtschaft. Es gibt Landwirte, die bis zu 11 Pferde, oder bis zu 39 Kühe halten. Handel und Gewerbe dagegen haben sich von geringen Anfängen sehr langsam entwickelt, und zwar infolge der ungünstigen Verkehrsverhältnisse und der Abgelegenheit des Dorfes. Gewerbliche Erzeugnisse wurden daher in der nahen Stadt Pancsova gekauft und entbehrliche Feldfrüchte dafür verkauft. Auch die militärischen Verhältnisse setzten dem Gewerbebetrieb gewisse Schranken. Jetzt sind alle Gewerbe vertreten, aber die Industrie fehlt völlig. Auch in *geistiger* Hinsicht soll die Gemeinde nicht zurückbleiben. Der Volksbildungsverein sucht durch politische Zeitungen, unterhaltende Zeitschriften und wissenschaftliche Werke Bildung zu verbreiten. Im Winter werden populärwissenschaftliche Vorträge gehalten. Den Werken der Wohltätigkeit dient der Verein Rotes Kreuz. Die Pflege des Gesangs, der geistlichen und weltlichen Lieder, hat sich der Männergesangverein auf seine Fahne geschrieben. An Sonn- und Feiertagen verschönert er auch den Gottesdienst und veranstaltet Konzerte. Und wo alle Vereine beisammen sind, darf auch der Feuerwehrverein nicht fehlen.



Franzfelder Freiwillige Feuerwehr vor der Feuerwehrkaserne (Ende der zwanziger Jahre).

Die Überlieferung ist eine konstante Macht, die im Wechsel der Zeiten und Menschen das Volksgut festhält, darum ist es erklärlich, wie Brauch und Sitte, auch Unsitte aus der ehemaligen Heimat sich auch in der neuen fortgeerbt haben. Freilich haben sich auch manche Sitten verändert oder sind erloschen. Früher hieß es in Franzfeld, wenn die Abendglocke läutete: »Kinder, 's läut Betglock!« Heute überhören es Große und Kleine. Auch das Grüßen der Jugend, Höflichkeit und Achtung vor den älteren Personen schwindet mehr und mehr, wie bei uns. Die Begrüßungsworte sind: Gut Mariga! Helf Gott! Gut Novat! Bfidich Gott! Gut Nacht! Ein junges Ehepaar geht am nächsten Sonntag nach der Hochzeit in die Kirche. In den Wintermonaten kommen Frauen und Mädchen mit dem Spinnrad oder einer Strickerei im Hause einer Bekannten zusammen. Dieser Besuch heißt »Vorsitz« (wie bei uns). Natürlich ist auch mancher Aberglaube mit in die neue Heimat gewandert. Z. B.: Man soll am Freitag keine Reise antreten, es sei ein Unglückstag. Auch das »Brauchen« besteht noch. Bei den *Tauffestlichkeiten* wird ein nach unseren Begriffen sehr reichhaltiges Mahl veranstaltet mit feststehender Reihenfolge. Während des Mahles geht ein mit Bändern und Blumen verzierter Teller um, in den Gaben eingelegt werden für die Hebamme. Die Kinder werden mit *zwölf Jahren* der Schule entlassen und konfirmiert. Im vorigen Jahrhundert war das Württembergische Gesangbuch zum Gebrauche im Gottesdienst eingeführt. — Vor der *Hochzeit* geht die Mutter des Bräutigams zu den Eltern der Braut und hält um die Tochter für ihren Sohn an. Am Verlobungstag gehen die Brautleute mit zwei Anverwandten zur Anmeldung und zum Ausrufen ins Pfarrhaus. Die

Verlobung heißt »Handstreich«. Mit einer stehenden Formel laden die »Laduben« (Brautführer) und die »Ladmädle« (Kranzeljungfer) die Hochzeitsgäste ein. Der Bräutigam spricht darnach: »Ihr werdet mich wohl a so viel eschtimieren und zu meinem Ehrentag kumme.« Der Zug zur Kirche formiert sich so: die kleine Jugend mit Sträußen, Musik, die Braut mit den Ladbuben und Ladmädle, die Frauen, der Bräutigam mit den Verwandten, welche Zitronen tragen. Die Speisenfolge bei dem Hochzeitsmahl ist ähnlich wie bei der Taufe. Den nichtanwesenden Verwandten oder den Kranken wird reichlich Essen zugetragen. — Die *Beerdigungen* werden wie bei uns gehalten: Gesang vor dem Trauerhaus, Zug zum Grabe, Leichenrede in der Kirche. Leider kommt bei uns in den Dörfern diese uralte, schöne, die Toten noch ehrende Sitte teilweise in Abgang. —

Die Franzfelder sind ein lustiges Völklein und schwingen gerne das Tanzbein, besondes an der Kirwi und auch sonst. Auch die Schuljugend drängt sich herzu, wo getanzt wird und muß polizeilich zurückgehalten werden. (Bei uns gilt nur ersteres.) Die Kirchweihe wird Samstags zuvor durch drei Böllerschüsse angekündigt, am Abend durch die Burschen ausgegraben und Dienstag abend wieder beerdig. Und Kirwiküche gibts in Hülle und Fülle. Unsere *Sprichwörter* und *Bauernregeln* kursieren dort noch in demselben Wortlaut und Umfange wie bei uns.

Die mit großer Vollmacht ausgestattete Militärobrigkeit war auch bestrebt, das *sittliche* und *religiöse* Leben im Grenzgebiet zu fördern und eindringende Unsitten zu unterdrücken, sie wachte über dem Unterricht in der Schule und drang auf regelmäßigen Besuch der Gottesdienste durch Junge und Alte. Übrigens hat die Gemeinde Franzfeld aus der alten Heimat einen reichen Fond evangelisch-christlichen Glaubens und opferbereiter Liebe zu ihrer Kirche mitgebracht. Es ist erstaunlich, wie sie alle Ausgaben für Kirche, Gottesdienst und Schule aus eigenen Mitteln aufgebracht hat. Schon 1792 hat sie von der Obrigkeit einen Geistlichen und einen Lehrer begehrt und baute sich sofort eine Notkirche aus Holz zur sonn- und festtäglichen Erbauung. Sie übernahm die Besoldung des Pfarres und der Lehrer, wie sie auch die nötig gewordenen Schulhäuser auf ihre Kosten erbaute. Als die Notkirche nicht mehr standhielt, trat an ihre Stelle eine neue Kirch aus Stein im Jahre 1815 mit 25 110 fl. Baukosten. Dazu kam noch die Anschaffung der Glocken und der Orgel. Auch dem Pfarrer erstellte sie 1836 ein eigenes Haus.

So hat sich vor unseren Blicken ein schönes Bild der Franzfelder deutschen evangelischen Gemeinde entrollt, die sich aus eigener Kraft aus »dem Staube« erhoben hat, und wir freuen uns in der alten Heimat über diesen jungen kräftigen Sproß in der Fremde und über die Treue, die er dem Deutschtum bewahrt hat. Eines sei zum Schlusse noch besonders hervorgehoben: die sprechenden Beweise einer großen, nie erlahmenden Opferwilligkeit der Franzfelder für die Zwecke der Kirche und der Schule dürften für manche evangelische Gemeinde unter uns als Spiegel zur Nacheiferung vorgehalten werden.

Die Namen derjenigen Familien, die 1792 aus der Markgrafschaft Baden-Durlach sich in Franzfeld niedergelassen haben, sind folgende: *Bahlingen*: Jac. Bessinger, *Blankenloch*: Andr. Weber; *Ehrstädt*: Jac. Frey, *Eichstetten*: Math. Leitenberger, Math. Gütler, *Eggenstein*: Wilh. Polz, Adam Polz, Mich. Dillmann, Adam Jahraus, Friedr. Margrander, Gg. Polz, Christof Margrander, Jac. Schrey, *Emmen-*

dingen: Otto Stein, Math. Haas, *Freiamt*: Jac. Maier, *Graben*: Joh. Brendle, *Gochsheim*: Fr. Hild, *Gundelsingen*: Gg. Lapp, Daniel Hofmann, *Hagsfeld*: Adam Ulrich, Gg. Jahraus*) Joh. Maier, *Karlsruhe*: Adam Polz, *Köndringen*: Mich. Peter, Chr. Schindler, Mich. Engler, Mich. Weber, Mart. Enderle, Simon Messinger, *Langensteinbach*: Joh. Brandner, *Malterdingen*: Gg. Schillinger, *Münzesheim*: Christof Hertle, Gg. Mich. Schwarz, *Nimburg*: Math. Merkle, Math. Müller, Bernh. Frey, *Rintheim*: Andr. Ulrich, *Rußheim*: Adam Haas, Friedr. Krauß, Adam Koch, Adam. Bols, *Schröck*: Fr. Heidenreich, *Teutschneureut*: Joh. Schaldeker, Florian Meinzer, Jakob Bart, *Vörstetten*: Mart. Eberle, *Windenreut*: Joh. Schmidt.

*) Ein Nachkomme dieses Georg Jahraus, Kircheninspektor Andreas Jahraus, korrespondierte mit dem Schreiber dieser Zeilen, um sich zu vergewissern, ob seine Vorfahren, die nach Franzfeld ausgewandert sind, aus Hagsfeld seien. Diese Frage konnte zu seiner Freude mit einem kleinen Stammbaum bejahend beantwortet werden. Ihm ist auch der Einblick in den Werdegang der Gemeinde Franzfeld zu verdanken. Die aus Hagsfeld und Rintheim genannten Familien sind hier nicht mehr vorhanden, dagegen noch im Amtsbezirk Karlsruhe. Die letzte in Rintheim verstorbene Jahraus war Magdalene Hölzer Witwe geb. Jahraus, Tochter des † Jakob Jahraus und der † Christine geb. Rebmann.

Anmerkung

Obiger Beitrag von Ph. Weymann ist erstmals in der Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt »Die Pyramide« am 29. Juni 1924 (13. Jahrg. Nr. 26) erschienen.

Grabsteininschrift im Franzfelder Friedhof

für einen Gefallenen des Ersten Weltkrieges

Die Pflicht ruft mich zum Krieg hinaus,
mit Gott ging ich von meinem Haus
und dachte Euer fort und fort.
Wenn ich auch weilt am fremden Ort
und freute mich aufs Wiedersehn,
wenn Krieg und Sturm zu Ende gehn.
Doch anders hat's der Herr gewollt,
hat mich vom Kriege abgeholt.
Nun ruhe ich mich in Heimatserde aus.
Ich bin in Gottes Vaterhaus.

(Mitgeteilt von Johanna Schindler)

Im Lager bei Stalino

Tief in Rußland bei Stalino
ist ein Lager stets bewacht.
Drinnen weilen junge Menschen,
die man aus dem Banat gebracht.

Und die Herzen dieser Menschen
schlagen traurig, ernst und schwer,
möchten wieder in die Heimat,
sehnen sich nach ihr so sehr.

Für sie gibt es nur noch Arbeit,
oft im kalten eisgen Wind.
Müssen so viel Leid ertragen,
weil sie eben Deutsche sind.

Kennen nur noch Müh und Plagen,
niemals eine Herzensfreud.
Tragen Not und Sorgen schweigend
und ihr bittres schweres Leid.

Die Gedanken aber eilen
nach der Heimat immerdar,
wo sie ihre Lieben haben,
wo es schön und herrlich war.

Wenn sie dann von ihnen sprechen
und von jenem großen Glück,
ihre Herzen beinah brechen,
sehnen sich nach ihr zurück.

Und die Lieben in der Heimat
sind nun lange schon allein.
Kinder haben keinen Vater
und nun auch kein Mütterlein.

Wenn die Kinder weinend fragen:
Wo sind uns're Eltern hin?
Wird man ihnen traurig sagen:
Mußten all nach Rußland ziehn!

Es vergingen Tage, Nächte,
Monate und auch drei Jahr
und im fernen fremden Lande
färzte sich mein braunes Haar.

Sollt' ich hier in Rußland sterben,
sollt' ich hier begraben sein,
grüßt mir noch einmal die Heimat
und die Lieben all daheim.

(Zu singen auf die Melodie »Köln am Rhein»)
Geschrieben 1946 im Lager Makejewka von Barbara Kiunke-Stier.

Stille des Herzens,
Stille der Sinne,
Stille der inneren Worte.
Es ist gut, wenn du Gott findest,
der die Stille im Ewigen ist.

Antoine de Saint-Exupéry

Peter Ruppenthal, das erste Kriegsopfer der Gemeinde Franzfeld im Ersten Weltkrieg

Von Johann Schindler

Als die österreich-ungarische Armee anfangs August 1914 ihre Stellungen am linken Donauufer bezog, wurde Peter Ruppenthal auf einer Insel bei Kubin schwer verwundet. Die feindlichen Schüsse fielen vom serbischen Ufer der Donau. Die Angehörigen erinnern sich noch, daß der Verwundete ins Garnisonsspital nach Temeschwar überführt wurde, wo er nach kurzer Zeit an den Folgen seiner Verwundung starb. Die Witwe des Verstorbenen hat später mit Verwandten das Grab in Temeschwar besucht.

Ich erinnere mich noch, daß die Nachricht über den Tod des Peter Ruppenthal, der als erstes Opfer des 1914 ausgebrochenen Weltkrieges galt, in allen Zeitungen in großer Aufmachung mit dem Bild des Verstorbenen in Uniform, erschienen ist. Auch der Jahreskalender 1914 berichtete darüber ausführlich und brachte ein Bild von ihm.

In der Schule sprach der Lehrer über dieses Geschehen und legte einige Gedenkminuten für den Verstorbenen ein.

Der am Schluß dieses Beitrages stehende kurze Bericht des Österreichischen Staatsarchivs (Kriegsarchiv) in Wien enthält einen Fehler: Peter Ruppenthal war nicht ledig, sondern verheiratet mit Katharina Gerwich. Seine Kinder hießen: Peter, vermisst im Zweiten Weltkrieg, und Magdalena, verheiratet mit Pfarrer Hans Poglitsch. Frau Poglitsch wohnt jetzt in Pfullingen, dem einstigen Wirkungs-ort ihres inzwischen verstorbenen Mannes.

Peter Ruppenthal war der Bruder des langjährigen Bürgermeisters (Gemeinderichter) Johann Ruppenthal in Franzfeld.

Die Angehörigen haben dem Verstorbenen einen Grabstein im Militärfriedhof in Temeschwar errichten lassen, und zwar in der Form, wie solche in Franzfeld üblich waren. Die Inschrift des Grabsteins lautet:

PETER
RUPPENTHAL
* 28. März 1891 · † 9. August 1914

WIE WIRD EIN JÜNLING
SEINEN WEG UNSTRÄFLICH GEHEN
WENN ER SICH HÄLT
NACH GOTTES GEBOTE

In der »Geschichte der Gemeinde Franzfeld 1792–1945« von Lehrer Julius Roth, wird berichtet, wie sich der Beginn des Ersten Weltkrieges in Franzfeld ausgewirkt hat:

»Schon einige Tage nach der Kriegserklärung traf in Franzfeld das k.u.k. Infanterieregiment 101 ein, mit ihm auch der Brigadegeneral. Der General wohnte bei



Unteroffizier Peter Ruppenthal † 1914.

Notär August Banschak, der Oberst des Regiments bei Pfarrer Julius Mernyi. Die Mannschaft wurde in den Bauernhäusern untergebracht. Auch der Korpskommandant Meixner hielt sich einige Zeit in Franzfeld auf. Namen der Kommandanten und anderer Truppenteile, welche sich im Laufe des Krieges in Franzfeld aufhielten, können nicht mehr angegeben werden, da fern von der Heimat alle Unterlagen fehlen. Alles hier Angeführte beruht auf Erinnerung.

Die auswärtigen Mächte trachteten den Krieg zu lokalisieren, das heißt auf Österreich-Ungarn und Serbien zu beschränken. Doch alle Mühe war vergebens. In dieser gespannten diplomatischen Lage verhielten sich die hier anwesenden Truppen abwartend. Es fanden in diesen Tagen nur kleinere Plänkeleien statt.

Bei einer solchen wurde der Franzfelder Peter Ruppenthal am 8. August 1914 tödlich verwundet und starb im Spital zu Temesvar am 9. August 1914. Er war das erste Kriegsopfer unserer Gemeinde, wahrscheinlich des ganzen österreichisch-ungarischen Heeres.

Die Offiziere des in Franzfeld liegenden Regiments 101 veranstalteten zugunsten der zwei Kinder des Ruppenthal eine Sammlung, welche einige tausend Kro-



Am Grab des Peter Ruppenthal in Temeschwar: Andreas Hildenbrand mit Frau Margaretha geborene Haas und ihren beiden Kindern.

nen ergab. Diese Summe wurde durch die Offiziere in die Gemeindesparkasse eingelagert und das Sparbüchel der Witwe übergeben.«

Das Österreichische Staatsarchiv (Kriegsarchiv) in Wien — Referat Militärmaatriken — übermittelte uns auf eine diesbezügliche Anfrage am 27. Juni 1984 unter der Zahl 3422/O-KA/84 eine Abschrift aus dem Sterberegister des Pionier-Bataillons Nr. 7, die wie folgt lautet:

»Peter Ruppenthal, geboren 1891 in Ferenchalom (Franzfeld), Komitat Torontal in Ungarn, daselbst zuständig lt. Grundbuchblatt. Ledig. Landmann.

Zugsführer im k.u.k. Pionierbataillon Nr. 7, 2. Kompanie. Gestorben am 8. oder 9. August 1914 (Schuß durch den rechten Oberschenkel) im Garnisonsspital Nr. 21 zu Temesvár, Komitat Temes in Ungarn. Begraben im Militärfriedhof zu Temesvár am 11. August 1914.«

Franzfeld und Liebling

Zwei evangelische Großgemeinden im Banat

Von Johann Möhler

Franzfeld und Liebling, die zwei großen evangelischen Gemeinden im Banat, haben viele Gemeinsamkeiten. Liebling wurde 1786, Franzfeld 1791 gegründet. Einige Jahre später kam es bei beiden zu Nachsiedlungen. Die Siedler beider Gemeinden kamen aus Württemberg, Baden, aus der Pfalz und dem Elsaß.

Unter Kaiser Joseph II. waren südlich von Temeschwar die Gründung der Ortschaften Bakowa, Nitzkydorf, Daruwar, Rittberg, Moritzfeld, Freudenthal, Morawitza, und als erste evangelische Gemeinde Liebling, eingeplant. Die Siedler für diese Gemeinden kamen schon früher in das Banat, bevor die Orte ausgemessen und die Häuser errichtet waren. Sie wurden bis zur Fertigstellung der Häuser in anderen schon bestehenden Ortschaften einquartiert. Die für Liebling bestimmten Siedler kamen vorerst nach Kudritz und Tschakowa.

Über die in Kudritz Einquartierten finden wir im Heimatbuch der Gemeinde Kudritz von Oberlehrer Balthasar Ehm folgende Aufzeichnungen: »Vom Ende des Jahres 1785 bis 1787, also zwei Jahre und drei Monate hindurch, waren in Kudritz viele protestantische Kolonisten aus dem »Reiche«, vornehmlich aus Württemberg, Pfalz, Nassau und Saarbrücken einquartiert, welche Liebling, das damals gegründet wurde, besiedelten. Die Kudritzer Insassen erhielten für die Bequartierung von der Verwaltung 4069 fl. 15 kr. an »Schlafkreuzern«. Später heißt es weiter: »Beim Durchblättern der Kudritzer Kirchenbücher wird uns auffallen, daß in den Jahren 1785 bis 1787 sehr viele Sterbefälle eingetragen sind, und die Verstorbenen größtenteils der evangelischen Konfession angehörten. Pfarrer Aufsatz (der damalige Ortpfarrer) wollte die Lösung darin finden, daß die Neuankömmlinge, die später nach Liebling weiterzogen, noch nicht an das ungesunde und feuchte Klima gewöhnt waren und durch die Malaria dezimiert wurden«. In diesen zwei Jahren und drei Monaten sind 154 Todesfälle von den für Liebling bestimmten Siedlern verzeichnet.

In den Kirchenbüchern von Liebling wurden 1787 bei 23 Geburten 176 Todesfälle registriert. Die Gesundheitsverhältnisse besserten sich erst nach der Entwässerung der Sümpfe.

Nach dem Massensterben in der ersten Zeit und der heimlichen Abwanderung nach Galizien und Rußland stand fast die Hälfte der 200 Häuser wieder leer. In diese leergewordenen Häuser kamen auf Betreiben des ersten Lieblinger Pfarrers Johann Herrmann neue Siedler aus der Batschka und aus einigen deutsch-evangelischen Gemeinden Ungarns, nämlich aus Hartau, Mezőbereny und Soltvadkert. Diese neu hinzugekommenen Siedler, die etwa um das Jahr 1724 aus Württemberg, aus der Pfalz und Hessen kamen und bei privaten Grundherren angesiedelt wurden, waren für den weiteren Bestand der Gemeinde lebenswichtig. Sie waren an das Klima schon gewöhnt, waren mit den hier üblichen landwirtschaftlichen Arbeitsmethoden vertraut, sie kamen auch nicht mit leeren Händen an, sondern brachten von dort ihr Vieh, ihren Hausrat und landwirtschaftliche Geräte mit.



Evangelische Kirche in Liebling.

Franzfeld erhielt seinen Namen nach dem Erzherzog Franz, dem späteren Nachfolger des Kaisers Leopold II.

Nach einer Überlieferung und wie es auch Adam Müller Guttenbrunn in seinem Roman »Joseph der Deutsche« auf Seite 385–388 so schön beschreibt, soll Kaiser Joseph II. Liebling den Namen gegeben haben. Dies ist aber geschichtlich nicht haltbar. Nachgewiesen ist – wie auch Pfarrer Herrmann in seiner Ortschronik beschreibt – daß die Gemeinde ihren Namen von dem damaligen Kameraladministrator Nikolaus Freiherr von Vecsey, der den Ort für die Anlegung der Gemeinde bestimmte, erhalten hat. Ihm zu Ehren sollte die Gemeinde »Vecsehaza« (Vecsehausen) benannt werden. Er aber lehnte diese Ehrung ab und sagte: »Nein, der Ort soll Liebling heißen, denn die Protestanten sind meine Lieblinge«. Wie sehr alle Lieblinger an diesem Namen hingen, zeigte sich besonders im Jahre 1911, als die ungarische Behörde den Namen in Kedvenc umgewandelt hatte. Unsere Väter setzten alles daran, diese Verfügung wieder rückgängig zu machen. Als nichts mehr helfen wollte, fuhr schließlich eine Abordnung mit einem Bittgesuch zum Kaiser nach Wien. Die Gemeinde bekam dann ihren alten, stolzen Namen wieder.

und hat ihn bis heute behalten. Aber wie lange noch? Von den ehemals fast 5 000 deutschen Einwohnern leben heute dort nur noch etwa 500 Deutsche.

Der Hotter oder die Gemarkung der Gemeinde Liebling betrug bei der Ansiedlung 8 761 Joch. Es wurden 192 ganze Sessionen zu 34 Joch und 12 halbe Sessionen zu je 19 Joch aufgeteilt. Der Rest blieb bei der Herrschaft, die ihn verpachtete. In den neunziger Jahren und bis etwa 1912 wurden in der Umgebung Lieblings Pußten und Güter, oft bis zu 1 000 Joch Größe, zum Kauf angeboten. Da die rumänischen Bauern kein Interesse an zusätzlicher Arbeit hatten, wurden diese Felder ausschließlich von den Lieblingern angekauft, so daß sich der Feldbesitz in 50 Jahren von 8 000 auf 20 000 Joch vergrößerte. Trotzdem reichte dieser Besitz nicht für alle aus, so daß viele abwanderten. So entstanden die Tochtergemeinden Kleinschemlak, Birda und Waldau. Nach Birda zogen etwa um 1910 folgende Familien aus Franzfeld: Besinger, Frey, Krotz, Scherer und Schwarz. Viele Lieblinger fanden eine neue Heimat in Weißkirchen, Karansebesch, Butin und Ebendorf. Auch nach Franzfeld sind einige Familien gekommen (Klingel, Reichert, Tindorf u. a.). Etwa um 1900 setzte die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten und später nach Kanada ein, welche bis nach dem Zweiten Weltkrieg andauerte. Allein in Chicago leben heute etwa 800 Lieblinger. Sie haben dort und auch in Montreal/Kanada ihren Lieblinger Verein und halten fest zusammen.

Der Religion nach war der größte Teil der Lieblinger evangelisch. Es gab aber auch eine Anzahl Reformierter, die, weil sie meistens keinen eigenen Pfarrer und keine eigene Schule hatten, im Laufe der Zeit alle evangelisch wurden. Auch die wenigen katholischen Familien sind evangelisch geworden.

Der erste Pfarrer von Liebling, Johann Herrmann, kam aus Siebenbürgen. Die anderen, wie dies auch in Franzfeld der Fall war, kamen aus der Zips, der Preßburger Gegend und aus dem Burgenland. Der erste aus dem Banat gebürtige Pfarrer war Michael Reiser (geb. 1887 in Franzfeld). Er war von 1912 bis 1922 Pfarrer in Liebling. Verheiratet war er mit Hermine Theil aus Siebenbürgen. Das Ehepaar hatte zwei Kinder: Herwart Horst (geb. 1915) und Rolf Roland (geb. 1920). Pfarrer Michael Reiser ist am 30. Dezember 1922 im Alter von 35 Jahren in Liebling gestorben. Der letzte Pfarrer vor der Flucht 1944 war Andreas Nagelbach aus Liebling, jetzt Pfarrer in Chicago.

Es könnte noch vieles über Gemeinsamkeiten in Sitten und Bräuchen geschrieben werden. Aufgefallen ist mir, daß sowohl in Franzfeld wie auch in Liebling mittags und nachmittags der Gruß »Helf Gott« lautete. Nirgends sonst im Banat, aber auch hier in Deutschland nicht, habe ich diesen Gruß je gehört.

Kein Mensch ist so reich,
daß er seine Nachbarn nicht brauchte.

Ungarisches Sprichwort

Die Karikaturen des Dieter Mammel

Der 19jährige Gymnasiast aus Oferdingen zeichnet, malt und dichtet mit Erfolg

Von Uwe Wilk

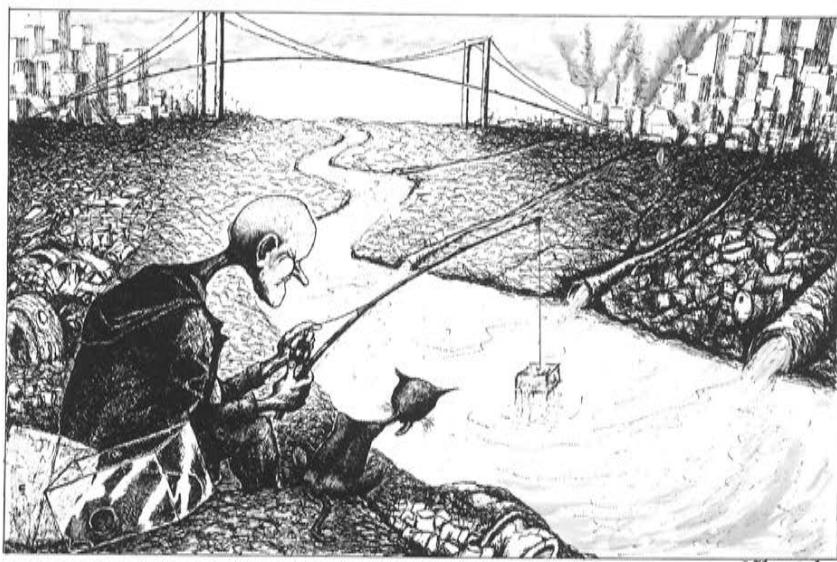
Ronald Reagan und Jurij Andropow auf schwankendem Seil, jeder eine Rakete in der Hand balancierend, während Helmut Kohl und Erich Honecker jeweils ihrem Bündnispartner (mühsam) das Seil straffen: »Drahtseilakt in Genf«. Diese Karikatur brachte dem 19jährigen Dieter Mammel den ersten Preis beim 26. Schülerwettbewerb des Landtags von Baden-Württemberg ein. Die Urkunde, die ihm Annemarie Griesinger als Beleg aushändigte, hängt an der Wand in Dieter Mammels Zimmer in Oferdingen nicht allein. Zuvor mußte der Gymnasiast schon zweimal Nägel in die Wand hämmern: Für Urkunden eines Landes- und eines Bundespreises beim »Europäischen Wettbewerb« des Europatages.

Der junge Mann ist ein ausgesprochener »Kreativling«. Er zeichnet, malt, macht Holzschnitte, schreibt, dichtet, fotografiert. »Ich habe schon gemalt und gepinselt, bevor ich gehen und sprechen konnte«, erklärte er sich seine Neigung zum Umgang mit Stift und Pinsel. Seine Eltern, so erzählte er, haben nicht versucht, seine damals spärlichen Künste in bestimmte Bahnen zu lenken. Er durfte sudeln soviel und solang er wollte. Nicht immer zur Begeisterung der Eltern: »Mein Opus Nummer 1 malte ich auf die Küchenwand«.

Dieter Mammel hatte Glück, daß ihm die Schule nicht die Lust am Malen nahm. Der Oferdinger Schüler führt das in erster Linie auf seinen Kunstrehrer Willi Siber zurück, der ihm reichlich Spielraum zur Entfaltung seines Schaffens gab. Wo in anderen Schulen benotet wird, wie schlecht ein Van Gogh kopiert wird, zeigte sich der Kunsterzieher offen für alle Lösungen, die auf eine gestellte Aufgabe hin eingingen. Dieter Mammel ist seinem Lehrer dafür sehr dankbar. Es ist fast keine Frage, wo der junge Oferdinger zur Schule geht. Wann immer bei einem Wettbewerb Preise für bundes- oder landesweite Wettbewerbe vergeben werden, das Bildungszentrum Nord ist fast immer dabei.

Die Preise beim Europäischen Wettbewerb gewann Dieter Mammel mit einem vierfarbigen Holzschnitt, den Preis des Landtags mit einer politischen Karikatur, jetzt hat er gerade vier hintergründige Zeichnungen zu einem Wettbewerb der Künstlergilde Ulm eingeschickt. Er hält nicht an einer Technik fest, zeichnet detailliert Tuschesatiren ebenso wie er Farborgien mit Öl-, Wasser- oder Plakafarben auf die Leinwand bringt. Er probiert neue Techniken aus, sucht nach neuen Themen.

»Ich bin erst 19 Jahre alt und habe gerade angefangen. Ich probiere einfach aus, welche Technik mir am meisten liegt«, Dieter Mammel möchte lernen, viel lernen. Und so setzt er sich stundenlang an seinen Zeichentisch und strichelt peinlich genaue beißende Karikaturen, geht am nächsten Tag in die Landschaft und setzt Natur und Landschaft auf den Skizzenblock um, legt dann wieder Pinsel und Stift zur Seite und greift zum Holzschneidemesser. Wenn er allerdings wieder einmal Lust zu einem »Aktion-Painting« hat, bei dem die Farbe nur so spritzt, muß er in die Verbannung. Zum Schutze von Teppich und Tapete muß Dieter Mammel seine Farbspritz-Lust im Pferdestall eines Bekannten austoben.



Dieter Mammels Karikaturzeichnung »Petri Heil!« (1984).

Und wenn ihm das nicht reicht, kann er immer noch zur Kamera greifen oder ein neues Gedicht schreiben. Eines seiner Lieblingsgedichte sind die Zeilen unter dem Titel »Magermilch«:

Fette Tanten/quellen über/blähen auf/in den Cafés/ der Stadt und/ trinken am Abend/ dann/ein Glas Magermilch.

Dürre Kinder/hungern/in der Steppe/ des Todes und/bekommen am Abend/ dann/ ein Glas Magermilch/blähen auf.

Gezeichnete Klage über den Zustand des Menschen

Das Gedicht, Zeichnungen wie vom raketenbestückten Verhandlungs-Seilakt in Genf, den Paul A. Weber nachempfundenen Mann, der die zarte Pflanze in der Öde betrachtet, den fetten Westeuropäer, der sich von einem ausgemergelten Asiaten in der Rikscha ziehen lässt — es ist keine freundliche Welt, die der Schüler mit dem Zeichenstift nachvollzieht. »Sie müssen meine Bilder so verstehen: Wenn ich etwas zeichne oder male, dann beklage ich etwas«, erklärt Dieter Mammel. »Doch ich will mit meinen Bildern auch zeigen, daß es wenig Sinn hat, mit »Null Bock«-Gedanken in der Ecke zu sitzen und alles vorüberziehen zu lassen. Die Botschaft meiner Bilder ist auch, daß es bald, wenn wir so weitermachen, gar keine Botschaften mehr geben wird«. Gemeinsam aufstehen, mit anderen Menschen glücklich sein, zu lieben, sind für den jungen Künstler Möglichkeiten, die so trostlos von ihm gezeichnete Welt wieder zu beleben.



Dieter Mammel beim Skizzieren eines Naturmotivs.

Ein Freund hatte ihm einmal gesagt, seine Augen lägen immer auf der Lauer nach einer Beute. Dieter Mammel scheint tatsächlich nicht der Typ zu sein, der sich sinnierend und philosophierend in sein Atelier zurückzieht. Er braucht das Leben um sich herum, die Kino- und Theaterbesuche, das Gespräch mit Freunden, seine Hobbys.

Tatendrang zum Grundstock des Berufs machen

Schon heute spricht Dieter Mammel von Arbeit, wenn er von Malen und Zeichnen erzählt. Zur Zeit sprudele er über vor lauter Ideen, Einfällen und Phantasien. Die seien die Nahrung für seine Arbeit, von der er aufsaugt, soviel er nur kann. »Ich würde auf der Stelle umfallen und platzen«, übertreibt er etwas, »wenn ich all das, was aus der Umwelt auf mich einfließt, nicht im Gespräch mit meinen Eltern, meiner Freundin oder meinen Freunden verarbeiten könnte. Dazu gehören eben auch meine Bilder«. Diesen Drang möchte er sich auch in Zukunft erhalten, möchte ihn auch zum Grundstock seines späteren Berufs machen. Sein Ziel ist klar: Nach dem Abitur möchte Dieter Mammel auf der Akademie der Bildenden Künste einen diplomierten Abschluß als Grafiker machen. Eine Arbeit als Werbegrafiker oder Illustrator etwa bei einem Verlag könnte er sich danach vorstellen.

Seine Erfolge bei den Schülerwettbewerben bestärken Dieter Mammel natürlich. Es nötigt schon Respekt ab, wie treffsicher dieser 19jährige Schüler in seinen

Zeichnungen Dinge darstellt, wie er mit Tusche und Stift auf Pappkarton ziseliert. Immerhin hatte er keinen »großen« Lehrmeister, sondern hat sich seine Techniken zwar mit Unterstützung seiner Kunstlehrer, aber doch weitgehend selbst entwickelt. Dieser Prozeß ist noch nicht abgeschlossen. Von Dieter Mammel wird man wohl noch hören.

Nachbemerkung

Obiger Artikel von Uwe Wilk ist erstmals in der Wochenbeilage des Reutlinger General-Anzeigers »Heimat + Welt« Nr. 21 vom 26. Mai 1984 erschienen. Der Nachdruck des Artikels erfolgt mit freundlicher Genehmigung genannter Tageszeitung.

Die Mutter von Dieter Mammel, Ingeborg geborene Hild, stammt aus Franzfeld. Sie ist mit dem Studienrat Bernd Mammel verheiratet.

Der begabte Gymnasiast Dieter Mammel hat mit seinen Zeichnungen bisher folgende Preise erhalten: Landespreis und Bundespreis des »Europäischen Wettbewerbs« 1983 und 1984. Erster Preis des Landtagswettbewerbs (zur politischen Bildung) 1983.

Falsch'r V'rdacht

A Franzfelder Großi-Buwa-Gschicht

Von J. K.

A Kameradschaft großi Buwa hin amol Ap'tit uf Spanferk'l g'hat. Bei aim vun die Baurabuwa wara klaini Schweinla d'haam im Stall. Die wara grad so, daß var die ganz Kamradschaft ains g'längt hat. 's hin sich no dglei stucka drei uf d' Weg g'macht — 's war natierlich ownats, wie d'r Vatt'r schun g'schlofa hat — un hin a Schweinli aus'm Stall g'holt.

Bei aim vun die Kamrada isch's no g'schacht un putzt wara. Zum brota hin sie's zum Bäck traga.

Daß d'r Vat'r aw'r net merkt, daß's d' Buwa g'holt hin un denka soll, die alt Schwei hat's g'fressa, hin sie d' Klowa und Borschta wid'r in Stall zruck g'schmissa. Un richtig! Wie d'r Bau't am an'r'a Marga in Schweistall neig'schaat hat, hat'r d' Klowa liega g'sejä. Jetz isch'r neiganga in Stall un die Schweinla zählt: Herrschaft nochamol, denkt'r, do fehlt a Schweinli! Was bleibt jetz iwrich wie denka: Des hat die Alt g'fressa. In seinm Zarn hat'r a Stecka g'nummma un hat des unschuldich Tier v'rschlaga un g'scholta: »Du alti Dummheit! Solang dei Schweinla klai wara, hasch kains g'fressa! Warum musch sie jetz fressa?« So kann aa a Schwei in falscha V'rdacht kumma.

Das Seifenkochen

Vum Doktrs-Vettr (Dr. Fritz Hild)

Das »Saif-Koche« ist bei der jüngeren Generation fast ganz in Vergessenheit geraten. Aus diesem Grunde soll hier beschrieben werden, wie das daheim vor sich gegangen ist.

In der alten Heimat kannte man noch kein Waschpulver, es gab auch keine Waschmaschinen im heutigen Sinne.

Zum Wäschewaschen verwendete man ausschließlich Regenwasser. Das Regenwasser wurde von der Hofseite des Hauses, an welcher eine Dachrinne angebracht war, in den Regenbrunnen, das heißt in eine betonierte Zisterne geleitet. Aus diesem Regenbrunnen wurde das Wasser mit einem Eimer, der an einem Strick befestigt war, herausgeschöpft.

Das Regenwasser enthielt keinerlei Mineralstoffe, es galt als »weiches Wasser«, im Gegensatz zum »harten« Brunnenwasser.

Der Kopf (das Haar) wurde nur mit Regenwasser gewaschen. Man kannte zu jener Zeit noch kein Schampoo. Wer lichtblondes Haar hatte, kochte im Regenwasser Haferstroh und wusch sich damit die Haare. Zum »Kopfwaschen« verwendete man »Haussaif«. Mit Regenwasser und Hausseife konnte man einen viel schöneren Schaum erzielen als mit normalem Brunnenwasser und »Schmecksaif« (Toilettenseife).

Von der Herstellung der selbstgekochten »Haussaif« soll nun nachfolgend die Rede sein.

Das Seifenkochen war eine heikle Angelegenheit. Junge Bäuerinnen trauten sich nicht an diese Arbeit. Sie riefen zu einem solchen Vorhaben gerne die Mutter, Großmutter, eine Tante oder eine ältere Frau aus der Nachbarschaft um Hilfe.

Die Seife wurde möglichst im Sommer in der Waschküche gekocht. Die Kinder wurden an diesem Tag weggeschickt, denn es hatten sich schon ganz schlimme Verbrühungen ereignet, wenn ein Kind in die heiße Seife hineinfiel.

Zum Seifenkochen verwendete man das Darmschmalz, das Wurstschmalz, ranzigen Speck, verdorbenen Schinken und die übriggebliebenen Grammeln (Grießen).

Aus solcherlei fettigen Abfällen und »Seifensoda« wurde die Seife gekocht. Zu 5 bis 6 Kilogramm Grundmasse (je nachdem wie diese »fett« war) kam ein Kilogramm Steinsoda.

Während des Kochens — man kochte die Seife in einem großen Kessel — mußte man die Masse mit einem Holzlöffel, dessen Stiel etwa ein Meter lang war, ständig umrühren. Den Holzlöffel fertigte der Hausherr in der Regel selbst an.

Inzwischen stellte man im Hof die »Form« her, in welche die fertiggekochte Seife hineingeschüttet wurde. Für die langen Seiten der Form verwendete man je ein »Ufstellbrett« und für die kurzen Seiten je vier Mauerziegel, von welchen jeweils zwei übereinandergestellt wurden. Das so geformte Rechteck wurde schließlich mit groben Leintüchern ausgekleidet.

Hatte die Masse schon längere Zeit gekocht, so probierte die Seifenköchin des öfteren ob die Seife schon »gar« ist. Jeder erfahrenen Seifenköchin waren die altbewährten Tricks bekannt: Den großen, etwa zwei Liter fassenden Eisenlöffel, mit welchem die Seife später herausgeschöpft wurde, hob sie verkehrt in die Höhe. Bildeten sich am unteren Löffelrand Blasen, so war die Seifenmasse bald »gar«. Mit einem Blechlöffel und einem Blechteller probierte sie dann weiter. Die Seifenköchin wollte vor allem feststellen, ob die Masse beim Erkalten bereits geneigt war eine Form anzunehmen.

Wenn die Seifenköchin feststellen konnte, daß die Masse »gar« und formbar war, so wurde dieselbe mit dem großen Seifenlöffel in Eimer geschöpft und sodann in Holzzuber zum Abkühlen gegossen.

Sobald die Seifenmasse genügend abgekühlt war, goß man sie in die bereits vorgefertigte Form. Die Lauge floß dabei durch die großen Leintücher ab. Am Abend konnte man die Aufstellbretter und Mauerziegel der Form schon entfernen.

Die fertige Seife wurde nun in Blöcke von etwa 50 Zentimeter Länge und etwa 12 bis 15 Zentimeter Breite und Höhe geschnitten. Diese noch weichen Blöcke trug man auf Brettchen in den luftigen Hambar (Maisspeicher). Dort setzte man die Seifenblöcke zum Trocknen in einer gewissen Höhe auf lange Bretter. Waren die Seifenblöcke halbwegs trocken (man mußte sie aber noch schneiden können), schnitt man sie in Würfel von etwa 12 bis 15 Zentimeter Kantenlänge und ließ sie vollends trocknen. Nur in völlig trockenem Zustand wurde dann die fertige »Haussaif« in einer Seifenkiste zum späteren Gebrauch aufbewahrt.

Die Seife reichte für das ganze Jahr, oft konnte man davon auch noch etwas verkaufen. In der Stadt kaufte man gerne diese selbstgekochte »Haussaif«.

In Ermangelung eines Einweichpulvers wurde die Hauseife in das Wasser geschabt, in das die Wäsche am Vorabend des Waschtagess eingeleget wurde. Die selbstgekochte Hauseife war im heutigen Sinne eine gute Kernseife.

Manche Hausfrauen verstanden auch »Schmecksäif« (Toilettenseife) herzustellen. Man nannte dieselbe auch »gleiterte Saif«. Wie die fabrikmäßig hergestellte Toilettenseife war sie natürlich nicht. Zur Herstellung einer solchen Seife wurden nur die besseren Fettarten verwendet. Ich erinnere mich noch, daß ich als Kind für meine Mutter vom Fleischhacker Rindergalle und vom Apotheker Rosen- oder Nelkenöl für diesen Zweck holen mußte.

Diese Zeilen wollten darlegen, wie donauschwäbische Frauen mit allerlei Problemen fertig wurden und wie sie sich zu helfen wußten.

Allzeit fröhlich ist gefährlich.
Allzeit traurig ist beschwerlich.
Allzeit glücklich ist betrüblich.
Eins ums andre ist vergnüglich.

Alter Spruch

Wer de Schade hat, hat n Spott aa!

Von Dr. Peter Hild

Zu dere Zeit hen mir noch in Franzfeld gwohnt. Dart, glei neue dr Stierlies. Draus uff dr Gaß war a Brunne. An dr andri Seit vun unsrem Palascht hat dr Tischlertrey gwohnt mit a paar anstellichi Buwe. De Hans war besser wie de Adam, weil Letzterer jünger war. Uff dr andri Gaßseit ware dr Koppe Friedr und dr Bruder Jakob, neweher dr Metzger Fritz. Dr Karl hat noch net mitmache kenne, weil ihm dr Rotz noch runneglofe isch. Unsr Prunkstück war d Maunze Lentschi. Sie hat uns aus em Gwelb vun iheri Eltre Schleckerei brocht.

Alli ware mir im beschte Alter wo dr Vorschultatedrang am greschte war. I will sage, daß s a Kreiz isch wann mr im Alter, wu me am ufnahmefähigschte isch, de meischten Tatedrang un die meischte Zeit hat, wann mr do vun die Eltre odder Erwachseni bremst werd. Die hen die unsri jetzich Zeit schun lang vrgesse. Wie kann do vun uns was gscheits werre, wann mr d Haftl eigsetzt kriegt un bremst werd, daß mr uff d'Nas fallt. D »Ovoda« (Spielschul) hat net de ganzi Tag dauert. Dart hin sie uns »Mores«, Astand un Ähnlichs glernt. Nach acht Täg haschs doch schun auswendich kennt, hasch d Nas voll khat. Wann des in dr Schul so weitr gehe soll; do seh i schwarz.

Des geht doch gege des primitivschte Menscherechtgesetz, isch a Freiheitsraubung. Do hin mir aifach, wie sichts ghert, ai klaini Ufstand produziert, kurz gesagt mir hen gstreikt. Mir gehe nimmi in d Ovoda. Vun daahaam sin mir furt un hin gschaat, wie's in die anri Gasse ausschaat. Do hats noch mehr solichi gewe un mir henn alles mögliche gspielt. Grad scheen wars. Mit die Klickre, Binneck, Räuber und Schandarm, Abpatsch un vieles andri mehr. Dr Haamweg hat awr schun sein Schwierichkaite ghat. Durch's schlechti Gwisse sin mir wie a Schlang rumglaafe. D Zeit wu mir sunscht dahaarm ware, war schun längscht vrbei. Gsucht henn sie uns, wie wann mir ausbrocheni Sträfling gwest wäre. Wie's no sicher war, daß mir net im Kindergarte ware, do sin schun Kopfprämie ausgschriewe ware. Dahaam hat sich dr Vattr im Trommelschlägelwirbel mit em spanische Rahr giebt. Nachher hat r d Trummel mit mein Hosebode verwechselt. Hab zwar, glei wie i haamkumme bin, ai zwaite Hos driwrzoge ghat. Ich glab, ich gschpiers heint noch. Z'esse hat s a nix gewe.

Dr Nochmittag war futsch. Dahaam bleiwe, uf Kukruzkern kniee! Wu mir doch die Kamerade vun dr andri Gaß eigrade ghatt hen, weil me ihne unser Schausstück, des was var m Balzer Schlosser seim Haus uff dr Gaß far uns zum spiele gstanne isch, zaige wollte. S war a ausrangierti Lokomotiv vun ainre Dreschgarnitur. Was werre die vun uns deng?

Wie ich mi so ausgleift khat hab un var lauter Hungr dr Mage mir aus m Maul rausgwollt hat, haw ich ghört, daß dr Vattr weggehe muß zum Gwand aprobiere. Un schun hats gfunkt. Wie dr Vattr weg war, haw ich mit allem Charme im vormache vum Schwächezustand d Mutter soweit brocht, daß ich hab uffstehe derfe. »Awr nar varleifich zum esse«, hat Mutter gmaint. Des Kind isch doch soo schwach, s braucht was in Mage nai. Sie hat recht ghat.

Die Gaischter sin glei kumme. Nar ware es desmol die verkehrti, wie sich's später rausstellt hat. Ich hab a mol misse. Un schun war i uff mein Geheimweg üwr s Dach vum Schweistall zur Brandmauer vun s Tischlefreye. Dart war uff dr andri Seit a Laiter immer parat gstanne. Driwe runner, durch s Tar uff Gaß un zum Treppunkt. Bin grad noch recht kumme um mei Arwait als Haizer azutrete. Des mach i immer, weil i aa glei de Maschinist bin un aschaffe kann, was i doch so gern mach. D Bauernbuwe hin jo gnung Stroh mitbrocht ghat. Hab fescht eighaizt un die andri zu imponiere un damit dr Raafang fescht raacht. Daß mr dabei a schwarz un dreckich ware isch, do hin mir kai Rücksicht nemma kenne. Die Räder sin dreht ware, pfiffe henn mr und fescht gwergelt. Des hin mr schun eftr gmacht ghat. S hat jo nix passiere kenne. Awr heint schun. Dr Vattr isch ufm Haamweg vrbei kumme und hat sei Sprößling, der wu daahaam auf Kukuruz het kniee solle, net am Aussehe, awr an dr Stimm kennt un aus m Verkehr zoge.

Daß s daahaam a Donnerwettir far d Muttr gewe hat, kombiniert mit erneutem Trummelwirbel bei mir, brauch i net z'sage. Jetz haw ich alles vrscherzt ghat. Am Zaun abunne, uf Holzscheit kniee müsse, s Tar war abgsperrt. In d Erd wollt ich vrsinke aus lauter Wut. Un des iwr mi selwer, weil ich mi so dumm agstellt hab un dazu dr Muttr, die mr doch gholfe hat, Schwierichkaite gmacht hab.

D Freind, dene wer i's schun aa noch zaige. Die sin beim Tischlerfrey uf d Mauer gsteige un hen mi ausglacht. Sie henn mi sogar gsehe und sich gfreit, wi ich d Schweistall später hab ausmischte müsse.



Alte Mühlgasse Haus Nr. 879. Davor drei Freundinnen (von links nach rechts): Susanne Henke, Rosine Gerstenbühler und Christine Ulmer.

D'r Wolf mit'm Halsband

Von Hans Stein

Wann aim d'Jäg'r was v'rzählt hen, hat m' imm'r upasse missa, ob aa allas wahr isch, was sie v'rzáhla.

Aw'r die G'schicht isch bestimmt wahr, un drum will i sie v'rzáhla.

Im siedlicha Banat hat's in die alti Zeita imm'r g'haiſa: Wann's a' kalta Wint'r gibt und d' Donau zug'friert, no kumma d' Wölf von Servien riw'r.

Wann halt no amol a' kalt'r Wint'r war, hen d' Leit Angscht kriegt un wara no ganz b'sond'rs uf d'r Hut, wann sich um's Darf rum was bewegt hat. Iw'rhaapt die wu in d'r außra Raih' g'wohnt hen. In dera Richtung wu m' denkt hat, daß sie vun do her kumma kennta.

In so aim kalta un schneereicha Wint'r, in die zwanzich'r Jahr', hat sich die G'schicht abg'spielt.

Also, des war so:

In die Gassa isch viel Schnee g'lega und d' Schnechaifa, wu m' d' Schnee vum Pflascht'r (Gehweg) nun'r z'ammag'schauf'l hat, wara so hoch, daß m' a' Kind, wann's uf d'r an'ra Seit uf d' Gaß g'loffa isch, nimmi g'seja hat.

In d'r zwaita Gaß vum Darfend nei hen zwai jungi Männ'r an dem Marga zum Fenscht'r naus g'schaat un hen g'seja, daß uf d'r an'ra Seit was laaft. Dafß's im Dokt'r sei Wolfshund war, hen sie erscht g'seja wie des Tier an ain'ra freig'schauf'lta Hofei'fahrt v'rbei kumma isch.

Obwohl ain'r vun deni Männ'r Jäg'r war, hen sie sich do nix denkt d'bei un sin an ihra Arwait ganga. An a Wolf hen sie schun glei garnet denkt.

Der Hund isch a'ni erscht widd'r ei'gfalla, wie d'r Tischl'r, vum Darfend drauß, ganz ufg'regt in Hof nei kumma isch und im Jäg'r — der isch grad aus'm Stall kumma — zug'rufa hat:

»Du musch glei mit'm Gwehr do naus kumma! Do drauß am Feldgrawa isch a' Wolf!«.

Do isch dem Jäg'r ei'gfalla: Des kennt im Dokt'r sei Hund sei. Zum Tischl'r hat'r aw'r nix saga kenna, weil der Mann so v'rgelschr'tt war, daß'r's doch net glaabit hätt.

D'r Jäg'r hat no v'rsucht ob 'r den Mann net a' bißl beruhicha kann un hat'n aa zum a' an'ra Jäg'r schick'a g'wollt. »Do war i schun. Do isch niemand d'haam», hat d'Tischl'r g'sagt. Wie'r g'merkt hat, daß d'r Jäg'r net mit'm kumma will, isch'r ärg'rlich wara un hat im Jäg'r varg'halta: »Ja, du witt net kumma! Dir isch des gleich ob der heint nacht in's Darf rei kummt un deni armi Leit do draus ihra Klaviech hie' macht. Bis zu dir rei kummt'r jo net!«.

Inzwischa sin im Hoff alli ufmerksam wara un hen g'heert um was's do geht. Daß d'r Tischl'r z'frieda isch un sich beruhicht, hat m' schnell in Schlitta eig'spannt. D'r Jäg'r isch in's Haus nei ganga un hat's G'wehr un Patrona g'holt.

Wie d'r Schlitta zum Hof naus g'fahra isch, kummt d'r Nochb'r d'her un frogt:

»Was isch dann los! Wu wollt ihr naa?« »Hah, die saga do draus am Feldgrawa isch a' Wolf«. »Do fahr i mit «.

G'sagt un isch aa schun uf'm Schlitta g'sessa.

Wie sie no beim Balwier'r v'rbeikumma sin, isch der aa noch nufg'sessa. Jetz wara vier Mann uf dem Schlitta.

Draus am Darfend wara inzwischa d' Leit mit die Gawla un allam meegliche z'ammag'lloffa un alli hen mitfahra g'wollt, was jo garnet meeglich war.

Am Feldgrawa draus sin drei Kuk'ruzstrohschäw'r g'stanna, un dart hat sich der Wolf ufg'halta. D'r Wind hat d' Schnee so naag'veht g'hat, daß zwischa die Schäw'r klaini Mulda wara un in deni Mulda hat des Tier Schutz g'sucht.

Wie'r aw'r g'merkt hat, daß sich um'n rum was tut, isch'r rauskumma un hat g'schaat. Der Schlitta, wu do kumma isch, hat'n aw'r net intresiert, un er isch widd'r hin'r'm Schneehaufa v'rschwunda. Wie der Schlitta näch'r kumma isch, isch'r no doch aus'm Loch rauskumma un hat sich uf d' Schnee naag'stellt.

Deni uf ihr'm Schlitta war's nimmi ganz zum Lacha wie der Wolf uf aimol so in voll'r Greeßi dog'stanna isch. Wie sie no uf Schußweiti dra wara, isch d'r Jäg'r vum Schlitta abg'stiega. Sei Nochb'r hat a' bißl Angscht g'hat, daß d'r Wolf d' Jäg'r a'fala kennt.

»Bleib uf'm Schlitta! Der geht uf die' los!« hat'r g'maint. »Drum steig i jo ab, daß'r kumma soll«, sagt d'r Jäger. Aw'r d'r Wolf hat sich net g'riert.

D'r Jäg'r hat no noch a' paar Schritt uf'n zu g'macht, un's G'wehr a'glegt. In dem Moment hat'r Wolf abdreja g'wollt, aw'r's war z'spot. D'r Jäg'r war schnell'r. D'r Schuß hat kracht un d'r Wolf isch umg'falla.

D'r Schlitta isch herg'fahra kumma, hat kurz g'halta un d'r Balwier'r hat nun'r g'langt, den Wolf am Pelz v'rwischt un uf d' Schlitta nufzoga.

Im Nufziega hat'r g'merkt, daß der »Wolf« a' Halsband aa hat, un hat na mit aim Griff dem Tier des Halsband iw'r d' Kopf run'rzoga. Des isch so g'swind ganga, daß die an'ri gar nix g'merkt hen. Des Halsband hat'r ei'g'steckt.

D'r Schlitta war schun widd'r uf'm Haamweg. Uf aimol heert d'r Jäg'r, daß jemand ruft. Er hat rumg'schaat un g'seja, daß zwai Männ'r vum Waldbuck'l her kumma un winka. »Do kumma zwai vum Waldbuck'l her. Fahr deni amol entgega, daß m'r heera was die wolla« sagt'r zum Kutsch'r. Wie die zwai am Schlitta wara, frogt ain'r: »Was hent'r g'schossa?« »A' Wolf«, sagt d'r Balwier'r mit ernscht'r Miene. Uf des naa lacht d'r an'r un sagt a' bißl spöttisch: »Hah, de isch doch kai Wolf. Des isch a' Hund, der hat a' Halsband aa«. »Der hat doch kai Halsband aa«, wunderd sich die an'ri. »No schaaw't'n eich amol g'nau'r aa, no sejat'rs«. So oft m' den Wolf aa aag'schaat hat, a' Halsband hat m' kains g'seja. Bis die mit ihm Schlitta haam kumma sin, war schun d' ganz Hof voll Menscha. A' jed'r hat den Wolf seja g'wollt. Spät'r hat sich no rausg'stellt, daß die zwai den Wolf — un des war a' Hund zwar im Dokt'r sei Wolfshund — un kai Wolf, selw'rt schieß'a g'wollt hen. V'rärg'rt driw'r, daß sie den Hund net kriegt hen, sin sie zum Dokt'r ganga un hen dem v'rota wer sei Hund abg'schossa hat.

Wie der erfahra hat, daß m' sei Hund abg'schossa hat, isch'r zum Richt'r ganga un hat d' Jäg'r uf Schadaersatz klag a'g'wollt. Er hat aw'r nix kriegt. 's ainzichi was'r kriegt hat war's Fell. Vun dem hat'r a' Bettvorleg'r macha g'laßt. Wann sei Maag putzt hat, hat m' des Fell im Fenscht'r bewundra kenna. Un no hat's g'haißa: Des isch des Fell vun dem Wolf, wu m' am Feldgrawa drauß g'schossa hat.

Wie d' Lausbuwa zwai Spanferk'l g'stohla hen

Von Hans Stein

Die G'schicht hat sich in dera Zeit zutraga wu's Stehla kai Sind un aa kai V'rbrecha war. Des war kurz noch'm Krieg, wu die deitschi Leit alli vun Haus un Hof v'rtriewa wara sin.

Also, um des deitlich z' saga: Was die zwai g'macht hen, des war net g'stohla, des war na' g'numma. In dera Zeit war m' d'zu zwunga, wa' m' net v'rhungra g'wollt hat.

Eigentlich wara des gar kai Lausbuwa in dem Sinn. Aw'r dart war a' Inschinier, un der hat halt alli deitschi Lehrbuwa »Lausbuwa« g'haißa.

Des wara zwai echti deitschi Buwa, wie alli an'ri aa. Un die zwai hen halt mit'nan'r in d'r ainzicha Tuchfabrik im Darf g'arwait. Dart sin sie halt selaamol durch a' bißl Glick nei kumma, daß sie net bei jedam Wett'r far d' Partisan'r uf's Feld missa.

D'r Hans war d'r Ält'ri un d'r Mich'l d'r Jing'ri. Solang die zwai noch in d' Schul ganga sin, hat d'r Mich'l imm'r vum Hans d' Schulbiech'r kaift. So war durch des schun a' klaini V'rbindung zwischa deni zwai Buwa. Wann's do um ebb's ganga isch, hat m' mit deni rechna kenna. Beim »Organisiera« do hen sie selta g'fehlt. Meisch'tns hen sie mit'nan'r ausg'macht: Heint hola m'r des odd'r sell.

So hat sich's amol zutraga, wie d'r Mich'l Geburtstag g'hat hat, daß'r sinniert hat, was m' zu seim Geburtstag zum Essa hola kennt.

Uf aimol isch'm ei'g'falla, daß bei sein'ra Großmutt'r klaini Schweinla im Stall sin. No isch'r zum Hans ganga un hat g'sagt: »Du, waisch was mir macha kennta? Mir hola bei mein'ra Großmutt'r zwai klaini Schweinla aus'm Stall, no gibt's zu meim Geburtstag Spanferk'l«.

's Problem war numma, wie kummt m' in den Stall nei? Do war a' Hängschloß dranna. No hat d'r Hans zum Mich'l g'sagt: »Jetz warta m' bis heint owat, no wera m' schun seja wie m' des am beschta macha«.

Ainich wara sie sich, daß m' des Schloß net ufbrecha derf, weil's ganzi so ausschaawa muß, wie wann d' Großmutt'r v'rgessa hätt' d' Stall zuschließa.

D' Mich'l hat g'wißt wu sei Großmutt'r d' Schliss'l naahängt. Des hat'r no im Hans v'rzählt, un no hen sie ausg'macht, daß d'r Mich'l solang mit d'r Großmutt'r schwätzt, bis d'r Hans d' Schliss'l ei'g'steckt hat.

Wie's Owat war, sin sie iw'r d' Bahngrawa nuf un durch d' Großmutt'r ihra Garta — der isch uf d' Bahnschiene g'stoßa — am Schweistall v'rbei un zu d'r Großmutt'r in d' Kuch'l.

Im Nei'laafa hen sie sich allas ganz gnau aag'schaat un glei ausg'macht, wie m' des am beschta macht.

Daß d'r Großmutt'r ihra Garta uf d' Bahn g'stoßa isch, des hat ganz gut paßt. Im Notfall war m' glei hinna draus un im Bahngrawa v'rschwunda.

An dem Owat hen die zwai — wie m' so scheen sagt — mehr Glick g'hat wie V'rstand. D' Großmutt'r hat d' Schliess'l noch uf'm Kuch'lisch liega g'hat. Un wie's ausg'macht war, hat d'r Mich'l mit d'r Großmutt'r g'schwätzt un isch imm'r so um sie rumg'loffa, daß sie net g'seja hat, wie d'r Hans d' Schliss'l ei'steckt.

Daß's net so uffällich isch un des Weib kai V'rdacht schöpft, sin die zwai halt a' Weili läng'r bliewa als grad notwendich war, un sin no mit ihm Sack un'r Arm — den hen sie aus »organisatorische Grinde« imm'r bei sich g'hat — in's Lag'r ganga.

Dart hen sie no noch ausg'macht, wann's am an'r Marga losgeh soll un sin no schlöfa ganga. 's Ufsteh hat aa ganz gut klappt — wa'm' bedenkt, daß kain'r kai Weck'r g'hat hat. D'r Poschta am Lag'rtar hat a' bißl v'wund'rt drei'g'schaat, weil die zwai schun so fruh aus'm Lag'r naus sin, hat aw'r nix g'sagt.

Ufg'regt wara die zwai schun a' bißl. Sie wara zwar an's »Organisiera« g'veehnt, aw'r Schweinla hen sie doch noch kaini g'stohla g'hat.

Bis sie aw'r an Ort un Stell kumma sind, war die Ufregung schun v'rfloga. Un wa' m' deni zwai zug'schaat hätt' wie die an's Werk ganga sin, hätt' m' maina kenna, des wära zwai alti, auskochti Gangscht'r.

Den Stall ufschließa, d' Schliss'l mit z'ammt'm Schloß in Hof naus schmeißa un die alt Schwei' aus'm Stall raustreiba, isch so schnell ganga, daß die zwai selw'r iwr' ihra Arwait g'staunt hen.

D' Schweinla fanga un in Sack nei tu, des war schun a' bißl schwierich'r, weil sich die klaini Ding'r schlecht fanga g'laßt hen. Aw'r deni zwai Buwa hat des net viel ausg'macht. Die hen in Jo — nai ihra Schweinla in ihri Sack drin g'hat un hen die iwr'chi in Hof naus g'jagt.

Wie's no Tag wara un d' Großmutt'r aus' m Lag'r kumma isch un die Beschebung g'seja hat, isch sie var Schreck gleivoll in O'macht g'falla. Sie hat ihra Schweinla im Hof z'ammag'sucht un g'seja, daß zwai fehla. No isch sie uf d' »Uprava« (Verwaltung) ganga un hat's dart g'meldt. Sell'i hen a' bißl g'scholta un d'r Fall war erledicht.

Far die zwai Buwa war aw'r d'r Transport vun deni zwai Gutzele net ganz so aifach wie m' sich des varstellt. Die hen die Schweinla in die Säck ruhich halta missa. Wann die g'schrieja hätt', no wär's passiert g'weßt. So hen sie halt die Schweinla imm'r a' bißl beruhicht un sin zum Garta hinn' naus, uf'm schnellschta Weg, iwr'zwerch in d' Fabrik.

Obwohl d'r Weg bis in d' Fabrik net weit war, hen sie doch g'schwitzt, bis sie draus wara. Sie hen net na' vum schnella Laafa g'schwitzt, 's war aa a' bißl Angscht d'bei, m' kennt sie v'rwischa.

Vun dem allam hat m' beim Essa nix mi g'merk't. Un wann's beim Schlachta sel-lamol aa net ganz »fachmänisch« zu'ganga isch, waiß m' heint ains doch sich'r: G'schmeckt hen die zwai Spanferk'l ganz bestimmt.



Schweinezucht des Bauern Adam Morgenstern (um 1940).



Im Hinterhof des Bauernhauses von Friedrich Schindler (Haus Nr. 527) im Jahre 1942.

So kann mr aa abspecke

Von Dr. Peter Hild

S isch schun lang her. Do haw i noch in Franzfeld gwohnt. Ich war noch in dem Alter, wu mr noch an Starich glaabt. Un wie! Weil dr sunscht de Glaaw dra eiblait war isch. A bißl war s awr doch komisch.

In Franzfeld hat s doch so wenich Stärich gewe, awr so viel Kinder. Hen die Stärich do Iwerstunde gmacht, weil sie in kainer Gewerkschaft ware, odder hen vielleicht welchi vun auswerts do mitgholfe die viel klaini Kinder zbringe? Ha no! Im Ried driwe, zwischen dr Donau un dr Temesch, hen doch d Stärich e guts Lewe ghat.

Awr i redd nar vun die Stärich!

Un wann ich noch e mol de Hosebode stramm zoge krieg, so mecht ich doch behauptet, daß s aa andri Meeglichkeit gibt, Kinder z kriege. Vorrodet mi bloß net beim Vatr, daß dr des vun mir hend. Des Kinderkriege isch doch ganz anerscht. Me muß nume abspecke. Ha? Jo, des wais ich ganz gwies!

Unsri Nochbri, d Liesbas s Haase, isch schun iwr 50 Jahr alt. Sie hat finf Maidle, vun deni sin schun drei vrheirat un hin aa Kindr. D Nochbri isch schun, seit ich mich erinnre kann, kugelrund. Klai, awr rund.

Ich hab emol zugharcht, wie sie mit meinra Mutter gschwäzt hat. Grad gjammert hat sie, weil sie immer noch zunemme tut, wu sie doch soo wenich esse un viel arwaite muß. »Ich hab so arig Angscht, daß s a Gschwulst isch, a Gwäch. Waisch Nochbri, ich glaab schun s isch a Gschwulscht, s fühlt sich so hart a im Bauch. Ich trau mich net zum Dokter, der sagt bestimmt: Opriere! Wu mr doch jetzt kai Zeit net hen, erscht noch m Dresche. Unser Leni kummt no aa in dr nächschte Zeit ins Kindsbett. Do muß ich doch voll do sei. Awr ich wer vrsuche abspecke. Vielleicht isch des nar dr Altersspeck«.

In dr Zwischezeit bin ich vum Heuwaga runnergafalle, hab mr d Fuß broche ghat un war in Pantschwar im Spital glege. Wie i uf die Krucke hamkume bin, hat s viel Neiess gewe. D Lena hat ihre Kindl ghat. D Nochbri, d Liesbas, war schlank, hat abgspeckt ghat. S war doch e Quäx gwest. S kräht grad in dr Wieg. De Dokter hat sie net dazu braucht, awr d Hebamm. Des alles hat mich so vrschreckt. Ich hab die vieljung un alti Weiwer agschaat, wu dick ware. Liewer Herrgott, haw i ownets bet, laß die doch net alli uf die Gedanke kumme, daß sie so abspecke solle wie d Liesbas. Do gibt s sunscht viel z viel klaini Kindr in Franzfeld. Wer soll die alli satt fudre? Do bleibt doch far uns nimmi viel iwrich.

Jetzt, 60 Jahre später, täte mei Fraa un ich gern abspecke, weil s uns far unsri Bäuch graust. Awr s geht net. Mr sin nimmi in Franzfeld. Drum kenne mir net so abspecke wie d Liesbas.

D'Gluckri und ihra »Tschank'rli«

Von Barbara Kiunke-Stier

Es war einmal eine Bäuerin, die Magdalena hieß. Sie lebte in einem großen Dorf. Ihr Mann Andreas war früh gestorben, so daß sie ihre fünf Kinder allein erziehen und ernähren mußte. Dies war nicht leicht, weil damals der Staat weder Rente noch sonst eine Unterstützung gewährte. Aber ihre ältesten Kinder Frieder, Michael und die Lena halfen ihr so gut sie eben konnten. Der Joki und die Franziska waren noch klein. Natürlich gab es auch Tage, an denen sich die größeren Kinder lieber mit anderen Dingen beschäftigt hätten als den Hof kehren oder auf dem Feld die Pferde führen. Aber was sollte die Mutter tun? Sie mußte neben der Hausarbeit auch noch das Vieh versorgen und die Felder bestellen.

Die beiden Buben gingen noch zur Schule. Ihr Lehrer, ein strenger schnurbärtiger Herr, wußte, daß sie vaterlos waren. Er hatte Verständnis, wenn die Buben im Sommer manchmal zu spät zur Schule kamen. Die Mutter wartete stets ungeduldig bis ihre großen Buben heim kamen, um mit ihr aufs Feld zu fahren. Die Buben hatten viel Freude an den Pferden. Ihr »Brauner«, der Wallach »Gidran« und die Stute »Flora«, mit ihrem Fohlen »Nicki«, waren ihr ganzer Stolz.

Der Joki interessierte sich mehr für den Hofhund »Scheckl«, den er mit Vorliebe auf Nachbars Katze »Minki« hetzte, so daß diese fauchend auf den nahen Maulbeerbaum flüchtete.

Die Lena, das älteste Mädchen, mußte die kleineren Geschwister versorgen, wenn die Mutter weg war. Die Franziska hatte schon lange Zöpfe, die jeden Morgen entwirrt und gekämmt werden mußten. Sie ließ sich gerne von der Lena kämmen, weil die Mutter beim Kämmen die Haare arg rupfte und die Zöpfe fest flocht.

Im Hof gab es viel Federvieh: Hühner, Gänse, Enten, Perlhühner und Tauben. Die Gänse spendeten Federn, welche die Bäuerin schon für die Aussteuer ihrer Lena sammelte. Die Enten waren für den Sonntagsbraten gedacht, oder wenn unerwartet ein Besuch kam. Die Tauben waren mehr oder weniger eine Liebhaberei vom Frieder. Mit den schlachtreifen jungen Tauben machte er sich ein Taschengeld, in dem er sie lieber der Frau Pfarrer verkaufte, als Mutters Speiseplan damit zu bereichern.

Auf die Hühnerhaltung legte die Bäuerin einen besonderen Wert. Vom Erlös der Eier, die sie auf dem Markt verkauft, konnten die notwendigen Lebensmittel, kleinere Dinge für den Haushalt sowie Schulhefte für die Kinder gekauft werden.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts gab es schon verschiedentlich »Brutmaschinen«, in denen die Eier mit der elektrischen Wärme aus der Steckdose ausgebrütet werden konnten.

Wenn eine Henne im Frühjahr eine bestimmte Anzahl von Eiern gelegt hatte, verspürte sie das Bedürfnis, diese auch auszubrüten. Sie blieb dann Tag und Nacht auf dem Nest sitzen, auch wenn sie keine Eier unter sich hatte.

Im Dorf sprach man schwäbisch, und in diesem Dialekt sagte man zur Bruthenne »D'Gluckri« (Glücke). Der Name ist vielleicht auf die Tatsache zurückzuführen, daß die Henne ihre Küken mit dem Gluck-Gluck-Ruf lockt.



Im Hof des Bauern und Schlossers Christoph Lapp (um 1935).

Bruthennen werden Ende Februar, Anfang März angesetzt, weil spätestens Anfang April die ersten Küken, »Pipili« genannt, schlüpfen sollen, die dann im August legereif sind.

Wenn Ende Februar oder Anfang März die ersten kräftigen Sonnenstrahlen den Schnee schmelzen ließen, stand die Bäuerin im Hof und sah zu, wie das Schmelzwasser vom Dachtrauf des Hambars (Maisspeichers) herunterplätscherte. Sie wartete darauf, daß sich im Hühnerstall die Brutgefühle der Hühner einstellen. Aber es tat sich nichts.

Vorsorglich wurden von nun an die schönen großen Eier zurückgelegt, um sie später den Bruthennen unterzulegen. Um eine Inzucht zu vermeiden, tauschte sie die Eier mit der Nachbarin, oder sie legte 21 Stück (soviel sollten einer Henne untergelegt werden) in einen Korb und sagte zur Lena: »Du gehsch naus in d Zähnbläck'lisgaß zu d'r Lappsmutt'r, des isch do, wo d Mutt'r manichsmol uf d Visit geht, un frogsch, ob sie uns net die Ai'r umtauscha tät un ob sie net a iwrichi Gluckri hätt. Aw'r fall m'r net naa!«

Für die Lappsmutt'r war es eine große Ehre, wenn ihre Eier gefragt waren. Sie behauptete, daß von ihren 21 Eiern mindestens 20 Küken ausschlüpfen.

Viel Spielzeug hatten die Kinder in der damaligen Zeit nicht. Sie liefen zumeist im Freien herum. Das »Eieraushewa« (einsammeln) machte dem kleinen Joki viel Spaß. Eines Abends kam er jaulend in die Küche und sagte: »Mutt'r! Dart hinna in dam Nescht sitzt a Huhn, die hat mi in Fing'r pick'rt (gepickt)«.

Obwohl ihr der Kleine leid tat, freute sie sich, daß sie nun eine Bruthenne hatte. Vorsichtshalber wartete sie noch einen Tag mit dem Unterlegen der Eier, bis sie

gewiß war, daß die Brüterin auch richtig saß. Dann nahm sie einen großen Weidenkorb, von denen es in jedem Bauernhaus mehrere gab, füllte ihn mit sauberem Stroh und legte die Bruteier hinein. Bei der Bruthenne hatte sich schon vorher eine Wandlung vollzogen, indem sie eine heiße Brust bekam. Diese Bruttemperatur behielt die Henne über die ganze Brutzeit, die 21 Tage dauerte.

Die Bruthühner wurden in dieser Zeit apathisch. Sie nahmen nur wenig Nahrung zu sich, schoben immer wieder die Eier hin und her, zupften das Stroh solange zurecht, bis das Nest seine richtige Form hatte. Die tägliche Futteraufnahme mußte immer rasch vonstatten gehen, damit die Eier nicht zu sehr abkühlten. Da es in dieser Jahreszeit noch kalt war, stellte die Bäuerin den Weidenkorb mit der Bruthenne in einen warmen Raum. Drei Wochen lang mit ausgebreiteten Flügeln im Nest sitzen, ist für die Bruthenne sicherlich eine große Leistung.

Nach mehreren Tagen hielt Magdalena die Eier unter das Licht. Sie konnte auf diese Weise feststellen, ob sie befruchtet waren oder nicht. An Stelle der unbefruchten Eier konnte sie zwar keinen Ersatz mehr unterlegen, aber die Gluckri war, wenn einige Eier ausfielen, etwas entlastet.

Am letzten Bruttag kloppte und piepste es schon im Nest und die Henne versuchte mit ihrem »Gluck, Gluck« sich mit den Jungen zu verständigen. Wenn die Bäuerin am nächsten Morgen erwachte, waren schon einige Küken ausgeschlüpft und steckten neugierig ihr Köpfchen durch das Federkleid der Mutter. Es waren allerliebste, weißgelbe Knäulchen.

Es gab auch solche Küken darunter, denen die Kraft zum Ausschlüpfen fehlte. Magdalena ließ dann diese Eier einige Minuten im warmen Wasser schwimmen und half ein bißchen nach, so daß manchem Küken das Leben gerettet werden konnte.

Nachdem alle Küken geschlüpft waren, bekam sie die Bruthenne unter ihre Fittiche. Jetzt war sie eine richtige Gluckri. Aber ans Ausruhen war noch nicht zu denken. Die jungen Küken brauchen viel Wärme. Und so galt für die Gluckri erneut: Flügel ausbreiten. Es war immer niedlich anzusehen, wenn einzelne verschlafene Küken unter den Flügeln der Henne hervorlugten.

In der damaligen Zeit gab es noch keine modernen Küchen wie heute. Ein großer Herd (Sparherd), in dem zur Winterszeit den ganzen Tag das Feuer brannte, diente zum Kochen, Backen und Warmwasserbereiten. Über dem Herd trocknete man auf einer gespannten Leine die Kleinwäsche und unter dem Herd wurden die nassen Schuhe gestellt.

Von der wohligsten Wärme des Herdes profitierten somit in vielen Häusern die Gluckri und ihre Nachkommenschaft. In einer Ecke eine alte Decke gelegt, davor ein Gitter oder Brett gestellt und schon war die Behausung fertig. Wer im Kuhstall Platz hatte, brachte die Bruthenne mit den Küken dorthin. Es war eben sehr wichtig die erste Brut heil durchzubringen, weil man im Sommer vom Geflügelfleisch abhängig war.

Inzwischen waren einige Wochen vergangen. Der Schnee, der im Dorf meterhoch lag, war weggeschmolzen. Der Misthaufen hinter dem Stall hatte sich ganz schön aufgetürmt. Überall im Dorf herrschte ein reges Treiben. Die Frühjahrsarbeiten waren im vollen Gange, auch das Mistfahren. Der Wallach Gidran und die

Stute Flora, die im Winter meist übermütig vor dem Schlitten hertänzelten, waren nach der schweren Arbeit müde, so daß die beiden Buben ohne Angst haben zu müssen, sie wieder tätscheln und streicheln konnten.

Die Gluckri hat mit ihren Jungen auch schon längst ihr Küchendomizil verlassen, und die ganze Hühnerfamilie freute sich über das Mistfahren. Nach jedem abfahrenden Wagen gab es ein Gescharre und vergnügliches Piepsen. Ach, was fanden sie da nicht alles an Würmern und Insekten!

Gluck-gluck-gluck, lockte die Gluckri da und gluck-gluck-gluck dort. Sie scharrte und kratzte, sie pickte und lockte, und die jungen Küken machten es ihr gleich nach. Fanden sie nichts mehr, dann wurde, wie es sich nach dem Essen gehört, der Schnabel auf dem Boden abgewischt.

Sogar der »Kokosch«, der stolze Haushahn, hatte seine Freude an dem Nachwuchs. Er verteidigte ihn gegen futterneidige Hühner und Spatzen. Er half auch aus, wenn es mit dem »parieren« nicht so recht klappen wollte. Wir sehen also: Auch Tiere haben ihre Ordnung.

Eines Tages kam der pfiffige Michel, als die anderen schon beim Essen waren, zur Tür herein. Er hatte mal wieder, wie so oft, mit Nachbars Johannli Klick'rli (Murmeln) gespielt. Die Mutter wollte schimpfen, aber der Michel wußte sich zu helfen und fragte:

»Mutt'r, hasch schun gseja was mir far all'rhand farwichi Pipili hin? Do isch ai rotbrauns, ains isch ganz weiß mit roti Aaga, viel g'scheck'lti sin d'bei, und ains isch ganz schwarz.«

»Hm«, sagt die Lena, »des hawi aa schun gseja.«

»Ja, hasch aw'r des anri aa gseja?« fragte der Michel.

»Was soll dann sunsch noch sei?«, sagte die Lena. »Ha, des hat doch gar kai Fedra am Hals«, entgegnete Michel.

»Was?« wunderte sich die Mutter. »Wann des wahr isch, no hin mir a Tschanck'rli.«

»Was isch a Tschanck'rli?« wollte der Michel wissen.

Sie gingen alle hinaus um nachzusehen, ob der Michel recht habe. Tatsächlich, da war ein Küken mit einem normal gefiederten Kopf, aber der Hals war nackt.

»Des isch plutt am Hals, un zu deni plutti Hiehnle sagt m' Tschanck'r«, erklärte die Mutter.

Die Kinder waren völlig aus dem Häuschen. Jedes wollte das niedliche Ding sein eigen nennen. Die Mutter entschied, daß es der Franzl gehörten soll und die anderen willigten schließlich ein.

Noch am gleichen Tag wußten alle Kinder in der Nachbarschaft, daß man einen schwarzen »Tschancker« hatte, den alle sehen wollten.

Es kam die Zeit, wo die Gluckri ihre Jungen »laufen« ließ. Es ist dies wie bei den Menschen. Wenn sie erwachsen sind, gehen sie ihre eigenen Wege. Die Gluckri hat ihren Jahresrhythmus abgeschlossen und bereitete sich wieder auf das Eierlegen vor. Sie war keine Gluckri mehr, sondern wieder eine Legehenne.

Aus dem »Tschanckrl« wurde später eine »Tschanckri«. Diese erwies sich der Bäuerin gegenüber dankbar, indem sie jedes Jahr beizeiten brütete, so daß die Magdalena bei der Lappsmutter keine Bruthenre mehr auszuleihen brauchte.

Älter werden – aktiv und gesund bleiben

Thema des Weltgesundheitstages 1982

Von Dr. Peter Hild

Was ist Gesundheit?

Gesundheit ist, wenn man lebt ohne den Körper bei Anstrengungen zu fühlen (müde, matt, schmerhaft), wenn man geistig voll reagiert, ohne viel zu bedenken oder nach Ausdrücken sucht.

Was ist Alter?

Der Mensch altert bereits, wenn er zur Welt kommt. Synchrone Alterung der Organe gibt es nicht. Das Geburtsdatum beziehungsweise das kalendarische Alter hat mit Altern nichts zu tun. Es ist nur in unserer Gesellschaft so eingeführt, daß der Mensch heute »hui« morgen »pfui« ist, nämlich bei der »Verrentung« und Pensionierung, statt daß man die Leute behutsam auf diesen Tag vorbereitet durch Vorträge, langsamen Arbeitsabbau und Vermittlung von praktischen Tips für das »Später«. Dies würde den plötzlichen Schock des Aufhörenmüssens mildern, zumal dann ja auch noch die Möglichkeit der Weiterbeschäftigung in irgendwelcher Form winkt. Man sollte den Leuten nicht den Boden unter den Füßen wegziehen. Die Hobbys (Steckenpferde) der Leute sollten nun von diesen angegangen werden, da man jetzt frei von Stress und von der Hetze des Alltags ist. Freude an der Gartenarbeit, am Einkaufen (Frauen und Männer), schöpferische Tätigkeit wie Malen, Basteln (mit den Enkelkindern) oder Töpfern, sollte je nach Belieben in Angriff genommen werden.

Der allgemeine und derzeitige Bewegungsmangel wirkt sich im Alter gravierender aus (»Pantoffelkino« mit vielem Essen und Trinken). Hier wird das Sprichwort wahr: »Wer rastet, der rostet«. Die Weltgesundheitsorganisation sieht unter Aktivität nur die muskulär-motorische, das heißt, zur Verbesserung des Wohlbefindens gehört Bewegungs- und Muskeltraining. Der Körper des Menschen ist nämlich bis ins höchste Alter trainierbar.

Sport: Das Laufen, Gehen, Spazieren, Wandern, Schwimmen, Tanzen und Gymnastik (Seniorengymnastik) sollte bei jedem Wetter ausgeführt werden. Aber nicht Training unter Wettbewerbsbedingungen! Dies würde zu Verspannungen und Krämpfen führen, was man im Alter vermeiden sollte. Die Bewegungen sind Förderer und Stabilisatoren des Kreislaufes, sie stützen die Herzaktivität und arbeiten gegen die Risikofaktoren des Herzinfarktes.

Es ist aber nicht so, daß nur die Muskeln trainiert und erhalten werden können. Auch der geistig-seelische Teil kann bis ins hohe Alter in der früheren Form erhalten werden. Man muß auch hier fleißig trainieren, das heißt, lesen, schreiben, Sprachen lernen, Musik hören oder Kreuzworträtsel lösen.

Es gibt viele alte Menschen in der Wissenschaft und Forschung, in der Industrie, ja um uns herum, die mit 80 Jahren noch geistig rege sind, vielleicht sogar als mancher 30- oder 40-jähriger. Goethe schrieb den zweiten Teil des »Faust« mit 82 Jahren. Platon schrieb mit 80 Jahren seine besten Dialoge. Edison erfand zwischen

seinem 60. und 80. Geburtstag unter anderem die Glühbirne und das Grammophon. Adenauer wurde mit 72 Jahren Bundeskanzler und gab den Posten erst mit 91 Jahren ab. Michelangelo war über 70 Jahre alt, als er die Bauleitung des Petersdomes übernahm. Daß dies Ausnahmen sind, muß freilich ausdrücklich erwähnt werden. Hier treffen dann auch alle Faktoren zur Erhaltung der Gesundheit und Aktivität zusammen.

Der menschliche Körper hängt von seiner Erbmasse ab, seine Altersgrenze steht genetisch fest. Im Durchschnitt ist der menschliche Körper organisch auf ein Alter von zirka 110 bis 120 Jahren ausgerichtet. Außerdem altern verschiedene Organe unterschiedlich schnell.

Der Mensch ist in der Lage sein normales Altern um 10 bis 20 Prozent durch Leben ohne Risikofaktoren zu korrigieren. Aber der größte Teil der Menschheit tut das Gegenteil.

Der Mensch vergibt durch Risikofaktoren (siehe unten) einen Teil seiner Gesundheit und verkürzt damit sein Leben. Diese ominösen Faktoren, die die Voraussetzungen des Herzinfarktes und des akuten Herzversagens sind, sind mannigfaltig:

Übergewicht, Bluthochdruck, Stoffwechselstörungen (Diabetes = Zuckerkrankheit, Gicht, Fettstoffwechselstörungen, Genußmittelsucht und Bewegungsmangel).

Übergewicht

Der Mensch hat sich in seiner Entwicklung vom Tier getrennt, indem er lernte aufrecht zu gehen. Er wurde Jäger, Fischer, Sammler. Von seiner ursprünglichen Eiweißnahrung wurde er zum Kohlehydrat-Fett-Eiweiß-Pflanzenesser, das heißt, er wurde Gourmand (Lustesser; Vielesser).

Eiweiß muß jeden Tag dem Körper neu zugeführt werden, da es voll ausgeschieden wird, ob verbraucht oder nicht. Fehlendes Eiweiß bringt schlimme Folgen, nämlich die Eiweißmangelkrankheit (Dystrophie). An dieser Krankheit litten viele Kriegsgefangene, besonders die in Russland. Eiweiß nehmen wir zu uns in Form von Fleisch, Fisch, Käse und Eiern. Wir sind als Allesesser schließlich auf Kohlehydrate und Fett übergegangen. Dies bedingte, daß durch Kochen, Braten, Grillen, Salzen und Pökeln uns der Instinkt für die richtige Ernährung verlorengegangen ist, was mit der Zeit zum Übergewicht führen muß.

Zur Zeit leben in der Bundesrepublik Deutschland 55 Prozent Übergewichtige, teils mit schweren sekundären Schäden. Das Übergewicht bewirkt, daß sich vorzeitig die Gelenke abnutzen, wobei sie entarten oder versteifen. Die Folgen davon sind Wirbelsäulenschäden mit Operationen, Lähmungen, Korsettragen und vorzeitiges Herz-Kreislaufversagen wegen Überarbeitung. Es kommt zu Stoffwechselstörungen (Lebererkrankungen) durch zu hohen Fettstoffgehalt im Blut mit Ablagerungen in den Gefäßen (Arterienverkalkung).

Was tut man dagegen? Man muß versuchen, sich mit dem Essen an den Bedarf des Körpers anzupassen. Da wir unseren Instinkt für das Normale verloren haben, müssen wir die Wissenschaft zu Rate ziehen. Diese hat für alle Nahrungsmittel die

entsprechenden Kalorienwerte, in letzter Zeit »Joule« genannt, berechnet. Jeder Mensch muß nach Größe, Alter und Tätigkeit eine gewisse Kalorienzahl zu sich nehmen. Dabei spielt eine große Rolle, wie lange das Gegessene im Körper bleibt. Es gibt Schnellverdauern, die ungenau die Nahrung verwerten und bald ausscheiden. Die andere Sorte behält alles zwei- bis dreimal länger im Körper und nutzt die aufgenommene Nahrung völlig aus.

Wie soll nun das Essen eines älteren Menschen aussehen? Genügend Eiweiß, etwas Fett, aber hauptsächlich Kohlehydrate. Dazu gehören Salate, Gemüse und frisches Obst. Auf Schwerverdauliches (Gebratenes, Gebackenes) sollte weitgehend verzichtet werden. Man sollte trachten, Nahrungsmittel mit viel Ballaststoffen zu sich zu nehmen, wie Kartoffeln, Kraut, Salate, um den Stuhlgang zu fördern, da dieser im Alter sowieso träger wird und nachläßt, aber für den Körper wichtig ist. Vor Abführmitteln sei gewarnt, diese machen den Darm träge und lämmen ihn. Es wäre hier noch zu erwähnen, daß eine reichliche Flüssigkeitszufuhr in Form von Tee, Säften und Mineralwässern notwendig ist, um die Nierentätigkeit aufrechtzuerhalten. Hier sollte man vor der Verwendung von zuviel Kochsalz warnen. Dieses erzeugt Schwellungen im Körper durch Bindung von Wasser. Die Kohlehydrate und Fette im Übermaß genossen, führen in 90 Prozent der Fälle zum Übergewicht.

Bluthochdruck

Dies ist ein Risikofaktor, der zum Schlaganfall führen kann. Im Alter sind die Gefäße durch Abnützungen und Einlagerungen nicht mehr so elastisch (Verkalkungen). Die Ursachen sind bekannt: Nierenschaden (5%), Herz-Kreislaufstörungen (5%), unvernünftiges Leben (8%), Angeborene (5%) und künstlich hervorgerufene Schäden (8%) durch übermäßigen Konsum von Genuß- und Kreislaufmitteln, wie Kaffee (Koffein), Schwarzer Tee (Tein), Coca-Cola (Cola) und scharfen Getränken (Whisky, Schnäpse).

Nach dem Weglassen der Noxen (Hervorruber des Überdruckes) stellt sich mit der Zeit alles wieder auf normal ein.

Stoffwechselstörungen

Zuckerkrankheit (Diabetes): Die Ursache ist eine Schwäche oder Erkrankung der Bauchspeicheldrüse. Die auslösenden Ursachen sind endogen (von innen) oder exogen (von außen) bedingt. Die von innen bedingten Ursachen sind nervöser Art (neurovegetativ bedingt) oder durch Verletzungen und Infekte hervorgerufen. Auch Tumore können hier mitspielen, ebenso eine Schilddrüsenüberfunktion. Die von außen bedingten Ursachen sind Fehlernährung, dauernde seelische Belastungen, ungesunde Lebensführung oder mangelnde körperliche Bewegung. Zu allem oben gesagten gibt es noch den sogenannten »Alterszucker«. Zeichen einer Zuckerkrankheit sind unstillbarer Durst, schnelle Ermüdung, Jucken, Furunkulose und schlecht heilende Wunden. Die Behandlung der Zuckerkrankheit sollte man dem Hausarzt überlassen.

Gicht: Diese Krankheit entsteht durch Ablagerung von Harnsäurekristallen in und an den Gelenken der Zehen (Podagra) und der Finger (Chiragra). Die Krankheit beruht auf einer Funktionsstörung der Leber. Die kranke Leber kann die Harnsäure aus dem Blut nicht abbauen und nicht über die Nieren ausscheiden. Die Harnsäure ist in großen Zellkernen vorhanden, besonders bei Tieren, die viel und schnell laufen, sowie in Innereien.

Der beste Schutz dagegen ist, als Nahrung alle Innereien zu meiden und kein Wild (Hasen, Rehe) zu essen.

Durch Medikamente kann man die Harnsäure senken, durch Diät tief im normalem Bereich halten. Die Harnsäure hat auch noch die unangenehme Eigenschaft, Nierensteine zu bilden.

Fettstoffwechselstörung: Auch hier handelt es sich um eine Lebererkrankung. Wir wollen hier nur von den zwei wichtigsten Fettsäuren sprechen: von Cholesterin und den Triglyceriden. Beide haben die Eigenschaft, sich nicht wie alles übermäßig zugeführte Fett am Bauch (und anderen Körperteilen) anzusetzen, sondern in den Gefäßwänden. Diese verkalken und führen zur Arteriosklerose (Arterienverkalzung) mit ihren schweren Folgen, wie Durchblutungsstörungen im Gehirn, an den Beinen und Armen.

Genußmittelsucht: (Alkohol, Kaffee, Tee, Coca-Cola, Tabak, Drogen, Schlafmittel)

In kleineren Mengen regt der Alkohol an, in großen Mengen genossen, lähmter. Besonders ungünstig wirkt er sich auf Gehirn, Leber, Blutgefäße und den Herz-Kreislauf aus. Bei regelmäßiger Unmäßigkeit (zu viel trinken) verursacht der Alkohol eine Fettleber und schädigt die Gehirnzellen. Tückischerweise bekommt man größtenteils erst Beschwerden im unheilbaren Stadium, das heißt bei Leberzirrhose und Gehirnschwäche (Verblödung). Der Schutz davor heißt: den Alkohol meiden.

Kaffee und Tee (schwarzer) haben die gleiche chemische Formel. Sie sind unsere besten Kreislaufmittel (sie heben den niedrigen Blutdruck). In großen Mengen und regelmäßig genossen, können sie den Blutdruck stark heben und den Schlaganfall verursachen. Dasselbe gilt für Coca-Cola. Hier wird außer dem stärkeren Blutdruckanstieg noch das Herz angegriffen. Durch das Weglassen der Noxen (Ursachen) kann sich alles normalisieren. Bei starker Übertreibung kann es zu Sauerstoffmangel am Herzen kommen mit pseudopectaginösen Anfällen und Herzmuskelbeschädigung.

Bisher hat man das Nikotin für Herzkranzgefäßschäden und Lungenkrebs verantwortlich gemacht. Dies ist aber nur teilweise wahr. In den Verbrennungsrückständen des Tabaks ist im Kohlenmonoxid ein schweres Gift vorhanden, das die Herzkranzgefäße verändert. Außerdem ist im Teer-Rückstand das Gift Alpha-Benzpyren vorhanden, welches eine krebsfördernde Substanz ist. Es sterben jährlich 30 Prozent mehr Raucher an Lungenkrebs als Nichtraucher. Trotzdem sagte die letzte Statistik für die Bundesrepublik, daß 44 Milliarden Mark für Tabakwaren ausgegeben wurde. Das soll heißen, daß einschließlich der Säuglinge jährlich 1700 Zigaretten pro Person geraucht werden.

Das Kapitel »Drogen« betrifft eigentlich die Jugend. Bei älteren Menschen spielen Morphin- und Opiatsüchtige nur eine untergeordnete Rolle.

Der Gebrauch von Schlafmitteln stellt eine weitverbreitete Ünsitte dar. Diese sind in nur ganz seltenen Fällen notwendig. Oft tut es eine gesunde Lebensweise, um davon wegzukommen. Sie wirken ähnlich wie die Stuhlgangmittel, weil man davon abhängig wird. Ein Schlafmittel wird erst nach ein bis zwei Tagen aus dem Körper ausgeschieden, obwohl es nur kurze Zeit wirkt (2 bis 10 Stunden). Es stapelt sich im Körper auf, bis dieser müde und matt wird, so daß sich die Reaktionen verlangsamen. Man ist ständig müde, schlaftrig und taumelig, man erbricht sich oder man schläft die dreifache Zeit (Schlafbedürfnis). Die angebliche Notwendigkeit für das Einnehmen von Schlafmitteln ist eine Ausrede, die für alle Genußmittel gilt.

Über das Kapitel Bewegungsmangel wurde am Anfang alles gesagt. Daher erübrigt sich eine Wiederholung.

Um gesund zu bleiben und auch im Alter seinen Spaß zu haben, sollte man gewisse Spielregeln einhalten. Man sollte regelmäßig zu Vorsorgeuntersuchungen gehen, ärztliche Beratungen bei Unsicherheiten in Anspruch nehmen, Vorbeugemaßnahmen durchführen, sowie gegen Alterssichtigkeit und Hörminderung angehen.

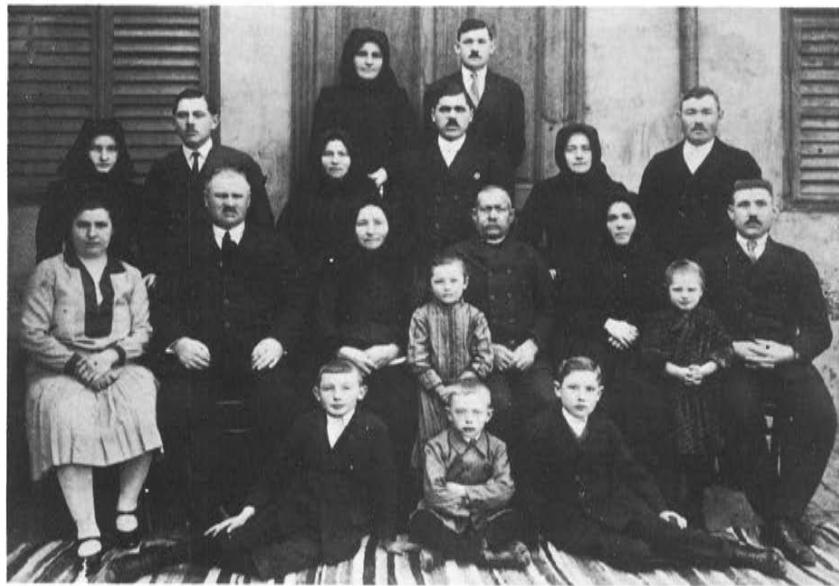
Sollten aber wirklich Zustände eintreten, die nicht mehr zu ändern sind, dann sollte man versuchen diese zu ertragen und nicht damit hausieren zu gehen. Es wird damit nichts gebessert, außer daß das Ertragen noch schwieriger wird.



Großfamilie Merkle nach der Leichenpredigt für den gefallenen Soldaten Jakob Scheuermann im Jahre 1943.



Großfamilie Josef Lieb (Faßbinder) im Jahre 1939.



Großfamilie Georg Henke und Katharina geborene Vetter mit sieben Kindern und fünf Enkelkindern (um 1930).

W

Einiges über die Dichter

1. Mensch, wie hat es ein Dichter doch gut,
der braucht fast nichts haben als ein wenig Mut,
ein paar Zeilen zu schreiben und dann nichts mehr tun,
kann meinetwegen in der Sonne liegen und sich ausruh'n.
Zum Beispiel er schreibt: »Wir sind mit dem Radel da«
und schon ist die Sache geritzt, die ganze Welt singt bla, bla.
Ein Textdichter ist immer besonders gut dran, hat's leicht,
ja der hat es gut, muß sich nicht plagen, hat es erreicht.

2. Nehmen wir an ein anderes Beispiel, er schreibt: »O mein Papa«,
ist ein kleiner Text, ging um die Welt und alles singt »Papa«.
Ich wollte nur zeigen, wie schnell das gehen kann,
wenn man dazu hat oder findet den richtigen Mann.
Hat er dann noch einen Komponist, der gut komponiert,
einen Sänger der schön singt, den Text schnell kapiert,
dann geht's dem Mann gut, der kann sich nicht beklagen.
Am besten müßte man so einen Mann mal fragen.

3. Wer das alles nicht kann, nicht hat, der schreibt einen Bericht,
für was Größeres reicht es bei mir auch nicht.
Ich hab' es schon versucht, ich komm immer draus,
die Sache geht schief, ich kenne mich bald nicht mehr aus.
Drum werde ich nicht mehr versuchen zu machen einen Reim,
wenn es noch so juckt in den Fingern, ich laß es sein.

Michael Leitenberger

Die Franzfelder Kulturelle Interessengemeinschaft e.V., der einzige rechtlich anerkannte Verein der Franzfelder, ruft hiermit alle Franzfelder Landsleute mit Angehörigen auf:

WERDET MITGLIED DES VEREINS!

Wir wollen möglichst viele Franzfelder als unsere Mitglieder gewinnen im Interesse Franzfelds, denn nur wenn wir viele sind, können wir nach außen mit mehr Gewicht auftreten und die Franzfelder Interessen vertreten. Wir haben den Verein 1979 gegründet, zunächst um ein neues Heimatbuch zu verfassen. Nachdem wir dies dank des großen Interesses unserer Franzfelder erfolgreich hinter uns gebracht haben, haben wir schon einiges weitere für Franzfeld getan und erreicht, z.B. Herausgabe des Heimatkalenders 1984 und dieses Kalenders, Veröffentlichung von Schriften unseres Heimatdichters C.J. Stein, Herausgabe der »Franzfelder Mundart« von Dr. Müller, Aufnahme der Kriegs- und Vertreibungsopfer am Ahnendenkmal Reutlingen, Franzfelder Ausstellung im Rahmen der Landesgartenschau Reutlingen 1984, Heimattag 1984 für die Landesgartenschau Reutlingen mit Aufführung von »Evchens Hochzeit« und vieles andere mehr.

Ihre Mitgliedschaft kostet sie nichts, wir erheben keine festen Mitgliedsbeiträge. Sie geben uns aber mit Ihrem Beitritt eine wichtige moralische Unterstützung, und Sie werden auf jeden Fall mit den kommenden Schriften und Kalendern bevorzugt beliefert.

Verwenden Sie bitte die untere Beitrittserklärung zum Vorteil von Franzfeld.

Mit freundlichen landsmannschaftlichen Grüßen
(gez. Dr. Lieb, Vorsitzender)

>

Bitte hier abtrennen

FRANZFELDER KULTURELLE INTERESSENGEMEINSCHAFT e.V.

Geschäftsstelle: Gönninger Str. 22, D 7417 PFULLINGEN

Tel 07121/77410 · Konto KSK Reutlingen 439183

Beitrittserklärung

Ich _____
(Name und Vorname)

geb. am _____ in _____

Wohnung _____
(Straße, Hausnummer, Postleitzahl, Ort, Land)

erkläre hiermit meinen Beitritt zur Franzfelder Kulturellen Interessengemeinschaft e.V. aufgrund der bestehenden Satzung, die einen Mitgliedsbeitrag in Geld nicht vorsieht.

(Ort und Datum)

(Unterschrift)

Nachtlied

Du sei gegrüßt mir hohe Frau,
die Zuflucht gibt und Liebe beut.
Du sandtest mir den milden Traum,
der meiner Sorgen Heer zerstreut.

An deinen Busen sinkt mein Haupt,
es ist so schwer, so müd, so krank.
Weich bettest du's, du stillst den Schmerz
durch linden Kuß, durch süßen Sang.

Mein Auge schließt in Kummer sich,
vergessend, daß ein Morgen graut,
der mich aus deinen Armen reißt,
du holde, süße, stumme Braut.

Nur du noch bist allein mir treu,
du tröstest nach verlorener Schlacht.
So nimm mich hin zum Eigentum:
Vermähl mich dir, du stille Nacht.

Franz Feld (1902)

Franzfelder Heimatbuch in aller Welt

Von Johann Schindler

Aufstellung über den Verkauf (Versand) des Franzfelder Heimatbuches. Stand am 1. Oktober 1984.

Beim Verlag waren bestellt 2000 Stück. Geliefert wurden 2005 Stück.

Verkauft und versandt wurden:

Im Vorverkauf bis 10. 12. 1982	1260 Stück
Nachträglich (Barverkauf)	703 Stück

Verkauf und Versand nach:

Argentinien	3 Stück
Australien	6 Stück
Brasilien	1 Stück
Deutschland (Bundesrepublik)	1689 Stück
Deutschland (DDR)	2 Stück
England	3 Stück
Frankreich	6 Stück
Kanada	45 Stück
Österreich	160 Stück
Schweiz	4 Stück
Spanien	1 Stück
Vereinigte Staaten von Amerika	43 Stück
<hr/>	
Zusammen:	1963 Stück
Restbestand:	42 Stück

Es war ursprünglich vorgesehen 50 Stück als eiserne Reserve zurückzulegen. Am 1. Oktober 1984 waren jedoch nur noch 42 Stück vorrätig.

Die Zahl der ins Ausland gelieferten Heimatbücher ist wahrscheinlich höher, weil Landsleute ihren Angehörigen dorthin auch Bücher geschickt haben.

Zum Vorverkauf wäre zu sagen: Unsere Leute haben uns gegenüber großes Vertrauen erwiesen und uns den Vorverkaufspreis, manchmal auch noch einen ansehnlichen Betrag darüber, geschickt. Wofür jedem noch ein besonderer Dank gesagt sei.

Auf Grund guter Vorbereitung konnten die Vorbestellungen innerhalb von zwei Tagen ausgeliefert werden. Die Bezahlung erfolgte prompt, kein einziger ist den Betrag schuldig geblieben. Auch dafür herzlichen Dank! Jeder hatte noch vor Weihnachten 1982 sein bestelltes Heimatbuch in Händen und konnte über die Feiertage darin blättern und lesen.

Inhaltsverzeichnis

Franzfeld 1944-1948 – Johann Reppert	2
Vorwort – Dr. Michael Lieb	4
Allgemeine Angaben zum Kalender	30
Liste der verstorbenen Franzfelder – Andreas Rödler	31
Franzfeld und Neu-Pasua stellten aus – Dr. Michael Lieb	32
Ausstellung »Franzfeld-Neupasua« – Vum Doktrs-Vettr (Dr. Fritz Hild)	34
Franzfelder feierten mit »Evchens Hochzeit« – Dr. Michael Lieb	38
Totengedenkfeier beim Franzfelder Heimattag 1984	
in Reutlingen – Herwart Reiser, Pfarrer i. R.	41
Drei Gebete – Mitgeteilt von Barbara Kiunke-Stier	45
Dr. Fritz Hild 75 Jahre alt – Dr. Michael Lieb	46
Dr. Andreas Röhm – Dipl. Ing. Walter Röhm	49
Das Franzfelder Heimatbuch – Josef Koch, Königsbach	51
Geiselnahme in Franzfeld im April 1941 – Johann Schindler	52
Jahrgang 1930 – Josef Koch	54
Als jugendlicher Zivilgefangener im Lager Subotica und	
im Kohlenbergwerk Ravna Reka (1947-1954) – Adam Mohr	60
Rudolfsgrnader Lagerlied – Susann	63
Mito und der Misthaufen – Matthias Merkle	64
Muttr, d'Glocke leita! – Vum Doktrs-Vetter (Dr. Fritz Hild)	70
Eine Auswanderung süddeutscher evang. Bauern nach Franzfeld in die	
deutsch-banatische Grenze (Ungarn) vor 130 Jahren – Ph. Weymann	78
Grabsteininschrift im Franzfelder Friedhof –	
Mitgeteilt von Johanna Schindler	84
Im Lager bei Stalino – Barbara Kiunke-Stier	85
Peter Ruppenthal, das erste Kriegsopfer der Gemeinde Franzfeld	
im Ersten Weltkrieg – Johann Schindler	87
Franzfeld und Liebling – Johann Möhler	89
Die Karikaturen des Dieter Mammel – Uwe Wilk	92
Falsch'r V'rdacht – J. K.	95
Das Seifenkochen – Vum Doktrs-Vetter (Dr. Fritz Hild)	96
Wer de Schade hat, hat n Spott aa! – Dr. Peter Hild	98
D'r Wolf mit 'm Halsband – Hans Stein	100
Wie d'Lausbuwa zwai Spanferk'l g'stohla hen – Hans Stein	102
So kann mr aa abspecke – Dr. Peter Hild	105
D'Gluckri und ihra »Tschanck'rli« – Barbara Kiunke-Stier	106
Älter werden – aktiv und gesund bleiben – Dr. Peter Hild	110
Einiges über die Dichter – Michael Leitenberger	116
Werdet Mitglied des Vereins! – Dr. Michael Lieb	117
Nachlied – Franz Feld (1902)	118
Franzfelder Heimatbuch in aller Welt – Johann Schindler	119